

Trennt Magazin

Nr. 8 [Herbst 2014]



INTERVIEW

Harald Welzer fordert ein Ende des Überflusses – und ermutigt zum Umdenken.

SELBSTVERSUCH

Greta Taubert hat umgedacht – und ist ein Jahr lang aus dem Überfluss ausgestiegen.

TRENNTPROJEKTE

Zwei Berlinerinnen eröffnen einen Supermarkt – ohne überflüssige Verpackungen.

Was Müll über unsere Gesellschaft aussagt

FORSCHER BLICK



Auf Island befinden sich die größten Gletscher Europas. Ihre Eismassen bedecken ein Zehntel der Insel im Nordatlantik. Aber nicht mehr lange: Etwa 100 Meter im Jahr weicht die Gletscherzunge zurück. Um den Klimawandel einzudämmen, hilft es, weniger Rohstoffe zu verbrauchen und weniger CO₂ zu produzieren – zum Beispiel durch Abfalltrennung.

FOTO Jochen Kirch



Liebe Leserinnen und Leser,

der beste Abfall ist der, der gar nicht entsteht. Unsere achte Ausgabe erscheint pünktlich zur fünften Europäischen Woche zur Abfallvermeidung. Vom 22. bis 30. November zeigen zahlreiche Projekte und Initiativen in ganz Deutschland, wie jeder seine persönliche Abfallbilanz verbessern kann.

Auch wir haben uns mit unserer Titelgeschichte auf eine Expedition in die Welt des Mülls begeben – eine Ethnologin, ein Lebensmittelretter, aber auch ein Händler, eine Historikerin, ein Künstler, ein Soziologe und eine Entsorgerin entdecken darin Erstaunliches über uns und unsere Gesellschaft.

Ganz und gar nicht erstaunlich ist die überbordende Zahl von 30.000 Plastiktüten, die stündlich Tag für Tag allein über Berlins Ladentheken gehen. Um ein Zeichen gegen die Plastiktütenflut zu setzen, initiierte die Stiftung Naturschutz Berlin unter dem Aufruf „Berlin tüt was!“ einen neuen amtlich anerkannten Weltrekord: eine neun Kilometer lange Tütenschlange, bestehend aus 30.000 Tüten, gestemmt von über 1.000 Weltrekordhaltern. Sie waren nicht dabei? Dann verschaffen Sie sich doch einen Eindruck mit unserer aktuellen Fotostrecke.

Andere Länder haben Plastiktüten übrigens schon verboten. Welche, das zeigt die „Große Welt des Mülls“ ziemlich plastisch.

Dass weniger oft mehr ist, erfuhr auch unsere Autorin Greta Taubert, als sie sich ein Jahr lang Zeit nahm, um zu lernen, wie ein Leben im Weniger funktioniert. Sie deckelte ihren Konsum radikal – und wurde dadurch in vielerlei Hinsicht reicher.

Was ihn bereichert, ist ziemlich durchschaubar: Denn in dem Porträt „Erichs Glaspalast“ erfahren wir, wie genau das von uns gesammelte Altglas zu neuen Gläsern wird und warum es so wichtig ist, Altglas sortenrein, also farbgenau, zu trennen. Weil Glas sich zu 100 Prozent recyceln lässt, entsteht noch nicht einmal Abfall. Das schont natürliche Rohstoff-Ressourcen und spart Energie.

Auch Sie können gleich damit anfangen, dem Abfall ein Ende zu setzen: Das TrenntMagazin gibt es jetzt auch in digital für den E-Book-Reader Kindle. Und weiterhin natürlich als App zum Downloaden sowie unter www.trenntmagazin.de. Wer trotzdem lieber Papier in der Hand hält, der reiche das TrenntMagazin nach vollständiger Lektüre einfach an den Nächsten weiter.

Ihr Trenntstadt-Team

INHALT

Expedition zum Müll Seite 18

Zusammen mit Wissenschaftlern und Experten folgen wir der Spur des Lebens bis zum dreckigen Rest und fragen: Sind das wirklich wir?



Länger ist besser Seite 44

Auf dem Tempelhofer Feld haben 1.000 Berliner eine Kette aus Plastiktüten zusammengeknotet. Dokumentation eines Weltrekords.



Die Arbeit der anderen Seite 60

Unser Autor Christoph Graebel wollte schon lange mal eine maßgeschneiderte Arbeitskluft tragen, die nach harter Maloche aussieht. Natürlich ohne selbst ins Schwitzen zu geraten.

6 AUFTAKT Eine Frage

Was packen Sie in die Schublade?

8 TRENNTPROJEKTE Die schönsten Seiten der Wiederverwertung

Wie ein Teenager die Welt vom Plastikmüll befreien will

17 ÄUSSERE WERTE Alter Aufreißer

Aluminium ist mittlerweile überall – sogar in unserem Körper

18 TITEL Zeige mir deinen Müll...

...und unsere Titelgeschichte verrät dir, wer du bist

30 INTERVIEW Vom Ende einer Beziehung

Harald Welzer findet, dass wir uns von Produkten entfernt haben

33 SELBSTVERSUCH Lob des Dilettantismus

Greta Taubert ist ein Jahr lang in Konsumstreik getreten

38 PORTRÄT Erichs Glaspalast

Erich Bast sortiert sein Leben lang für sein Leben gern. Jetzt: Altglas

40 FUNDSTÜCKE Was uns glücklich macht

Ein Zelt als Rock hat nichts mit Übergewicht zu tun

43 TRENNTVORBILD Wir machen uns die Welt, wie sie uns gefällt

Max und Sonja Moor führen einen Hof und ein ethisches Leben

44 FOTOREPORTAGE Es ist genug

In Berlin wurde aus 90.000 Plastiktüten eine Rekordkette geknetet

58 ÜBERBLICK Die große Welt des Mülls

Auf der ganzen Welt werden Plastiktüten gesetzlich verboten

60 TESTIMONIAL Herr Graebel sieht nach Arbeit aus

Unser Autor schlüpft in die Arbeitsuniformen von Daniel Kroh

62 RECYCLINGECKE Ufo in der Lücke

Ein Weimarer Pop-up-Restaurant füllt mit Upcycling eine Lücke

64 KOSMOS Starker Freund

Was zu einem guten Kaffee gehört und was das mit Pilzen zu tun hat

66 KINDERSEITE Sauber!

Tom fegt die Straße einer großen Stadt. Welche das wohl ist?

67 RATGEBER Menschenskinder

Der Weihnachtsmann schreibt einen Wunschzettel

73 IMPRESSUM UND VORSCHAU

Welt retten für Anfänger – was ein einzelner Mensch tun kann

74 PROTOKOLL Getrennt befragt

Brauchen wir ein Mindesthaltbarkeitsdatum?

FOTOS: Michael Mann, Jochen Kirch, Stephan Pramme | FOTO rechts: Jochen Kirch



WAS PACKEN SIE IN DIE SCHUBLADE?

In unseren Schränken heben wir Unmengen von Dingen auf, die wir vielleicht irgendwann mal wieder brauchen. Alte Handys kommen zwar hinein, aber selten wieder raus.

Ein Blick in die Schatullen der Nation.

alten Handys umg

Derzeit liegen in deutschen Schubladen, in Kellern oder auf Speichern rund

106

Millionen Alt-Geräte. Das sind rund ein Viertel (24 Prozent) mehr als noch vor einem Jahr.

47 Prozent.
Von 81 Millionen Bundesbürgern haben **53 MILLIONEN** mindestens ein nicht mehr genutztes altes Handy zuhause.
7,3 MILLIONEN haben sogar vier oder noch mehr ausgemusterte Mobiltelefone zuhause.

Raus aus der Schublade – ABER WOHN?

Althandys in den Müll zu werfen, ist verboten. Sie können aber kostenlos an Sammelstellen, beim Hersteller oder Händler abgegeben werden.

- Funktionstüchtige Handys können weiterverkauft oder verschenkt werden.
- Defekte Geräte einfach beim nächsten Recyclinghof abgeben. Sie werden dann als Elektroschrott recycelt.
- Händler oder Mobilfunkanbieter sind verpflichtet, Handys zurückzunehmen.
- Umweltorganisationen sammeln die Geräte als Spenden.
- Onlineportale kaufen die Althandys. Der Preis lässt sich online berechnen.

Detlef Latte, 56
Meine Frau meint, ich sei ein Messie. Dabei stecken in meinen Schubladen wahre Raritäten wie Modellautos und Musikklassiker auf Vinyl. Sobald unsere Tochter auszieht, kommt mein „Trödel“ ins Kinderzimmer. Und wenn ich einmal „das Zeitliche segne“, wird meine Frau direkt ein Räumunternehmen bestellen.

I ♥ my mobile
und nutze es, so lange es geht

In unseren Schubladen liegen Steine aus aller Welt. Auf jeder Reise sammeln wir speziell geformte oder gemusterte „Kiesel“. Wir können sie lang nicht mehr zuordnen – und doch erinnern sie uns an viele schöne Urlaubsmomente.

Peer und Kathrin Kriesel, beide 34

Meine Schubladen nutze ich für alle Kleinigkeiten, die ich unbedingt aufheben will: ein Wust an Kabeln, die ich vielleicht doch irgendwann einmal brauche. Und eine 18 Jahre alte Kamera, in der sogar noch ein unbelichteter Film schlummert. Wer weiß, was da an Erinnerungen drauf ist.

Kati Paech, 46

Ein Handy enthält viele wertvolle Rohstoffe, die in die Wertstoffkreisläufe zurückgeführt werden sollten, darunter:

- 9 g Kupfer
- 3,6 g Kobalt
- 24 mg Gold
- 9 mg Palladium
- 250 mg Silber

Allein um das Gold für ein einziges Handy zu gewinnen, entstehen laut der US-Organisation Earthworks etwa 100 Kilogramm Bergbauabfall. ■

QUELLEN Bundesverband Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien e. V., Weitblick 01/2014 (Herausgeber: Germanwatch e. V.)

TRENNT projekte

Fänger im Ozean

Boyan Slat (19) ist auf dem Weg, etwas zu schaffen, das andere für unmöglich halten. Vor zwei Jahren entwickelte er eine Idee, wie man die Weltmeere von den Millionen Tonnen Plastikmüll säubern kann: mithilfe eines stationären Systems, das die Strömung nutzt und den Müll von der Wasseroberfläche abfischt. Dem Zufall überlässt Boyan Slat wenig, er hat bereits eine Machbarkeitsstudie durchgeführt und per Crowdfunding in diesem September über 2 Millionen Dollar eingesammelt, für weitere Studien und den Bau eines Prototyps. Obwohl alle ihm Erfolg wünschen, gibt es auch Kritiker. Sein System halte Stürmen nicht stand, sagen die einen, es werde erst gar keinen Müll einfangen, die anderen. Und spanische Forscher haben gerade eine Studie durchgeführt, nach der so viel Plastikmüll, wie immer behauptet, in den Ozeanen gar nicht herumswimmt. Boyan Slat sieht das anders. Auf einer seiner Tauchtouren im Mittelmeer sah er mehr Plastik als Fische, so erzählt er. Und das will er ändern.

www.theoceancleanup.com

3 FRAGEN AN:

die ägyptischen Designerinnen **Rania Rafie und Yara Yassin**, die alte Plastiktüten in langlebige Handtaschen verwandeln. Die Idee für ihr Projekt „Refuse“ entstand auch in Berlin.



Für eure Produkte bügelt ihr alte Plastiktüten.

Wie kommt man denn auf so was?

Ursprünglich wollten wir Plastiktüten so aufarbeiten, dass ein Rohstoff entsteht, den jeder nach Belieben verwenden kann. Als Verpackungsmaterial oder zum Modellbau. Wir wollten die Plastiktüten einschmelzen und in unterschiedlichen Größen, Farben, Texturen und Materialstärken upcyclen. Die Idee, die Tüten zu bügeln, stammt allerdings nicht von uns, sondern ist eine Technik, auf die wir bei einem Workshop im Betahaus in Berlin gestoßen sind. Das ist ja auch schon ein großartiger Erfolg: dass man so ein Projekt zwischen Kairo und Berlin hin- und herträgt und damit irgendwie auch zum Bindeglied zwischen den Kulturen wird.

Wie helfen eure Taschen, Plastikmüll zu vermeiden?

Wir haben Sammelstellen eingerichtet, an denen die Leute ihre ausgedienten Tüten abgeben können. Das schärft die Aufmerksamkeit der Menschen für die Menge an Plastikmüll, die sie täglich verursachen. Auch sind unsere Produkte wie ein Fingerzeig im Alltag – denn man sieht ihnen das Rohmaterial noch an: unzählige Plastiktüten in allen Farben und mit diversen Beschriftungen.

Welche Ziele verfolgt ihr in Zukunft?

Wir hoffen, dass wir ein Verbot von Plastiktüten in Ägypten durchsetzen können. Außerdem träumen wir davon, dass sich die gewaltige Bedrohung für unsere Umwelt in eine große Chance für unsere arbeitslosen Jugendlichen auf ein besseres Leben verwandelt: wenn sie die Tüten upcyclen und die daraus entstehenden Taschen verkaufen. Die Menschen danken uns schon heute – dafür, dass sie ihre Plastiktüten loswerden. Dafür, dass wir ihnen in Workshops zeigen, wie sie etwas mit ihren eigenen Händen schaffen. Dafür, dass wir ihre Kreativität wecken. Eine Professorin der Universität in Kairo sagte uns einmal: Wenn alle jungen Menschen so wären wie ihr zwei, wäre Ägypten bald auf einem ganz anderen Level.

www.facebook.com/Refuse1



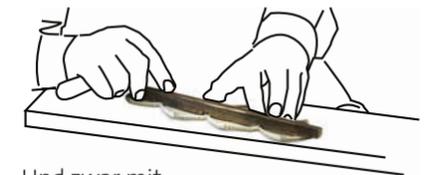
PRODUKTGESCHICHTE

VOM FUSSBALL ZUM ARMBAND

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel: Moritz König und Felix Heinrichy verarbeiten ausrangierte Fußbälle weiter. Zu Armbändern.



Im polnischen Brodnica werden die Bälle in einem Ein-Mann-Betrieb gereinigt und zerlegt.



Und zwar mit einem Teppichmesser, einer Schere und einem extra angefertigten Werkzeug, das die aufgetrennten Bälle in gleich große Bänder schneidet.



Aus einem Ball entstehen 27 Handspiel-Bänder. Fans können Armbänder aus Bällen ihres Lieblingsvereins erstellen.

www.handspiel-genehmigt.de



DES WAHNSINNS FETTE BEUTEL

Auf die Papptüten und Plastikbeutel, die im Supermarkt am Obst- und Gemüsestand hängen und die meist nur einmal verwendet werden, bevor sie auf den Müll wandern, können wir ab jetzt verzichten. Der zeitgemäße Erntehelfer ist ein bunter Beutel aus 99 Prozent recyceltem PET. Er kann in der Waschmaschine gewaschen werden und taugt nicht nur für Obst und Gemüse, sondern auch als Snackbag fürs Stinkekäsebrot und als Zeitschriftenbeutel, wie alle TrenntMagazin-Abonnenten mitbekommen haben dürften. Fette Beute!

www.repetbags.de



Fülle ohne Hülle

Sara Wolf und Milena Glimbovski haben es geschafft: Die beiden Frauen haben ihren Supermarkt „Original Unverpackt“ in der Wiener Straße in Kreuzberg eröffnet und bieten nun 350 Produkte zum Selbstabfüllen an. Von der ehemaligen Schlachtereier sind nur die blauen Kacheln geblieben, davor reihen sich nun glänzende Metallkisten, Plastikspender und Glasbehälter, aus denen die Kunden Nudeln, Mehl, Hülsenfrüchte, Öl und mehr in ihre mitgebrachten Dosen und Flaschen abfüllen können. Es war nicht einfach, Lieferanten zu finden, erzählt die Gründerin Sara Wolf. „Die Gespräche sind oft so abgelaufen: ‚Haben Sie Kaffee? Ja! Nehmen Sie die Verpackung zurück? Nein? Dann noch einen schönen Tag.‘“ Das Sortiment bauen sie weiterhin aus. Fertigpizza und Klopapier gibt es noch nicht, aber für Zahnpasta haben sie schon eine Lösung gefunden: in Tablettenform.

www.original-unverpackt.de



Piets Sägepläne

Er sieht aus wie ein Hinterhofbastler, aber führt einen Laden, der wegen seiner Größe und Einrichtung an ein großes, schwedisches Möbelhaus erinnert – in nachhaltig. Der Designer Piet Hein Eek, in dessen grau meliertem Lockenschopf gern ein bisschen Sägemehl hängt und der abgewetzte Cordhosen schätzt, baut Möbel aus Altholz, Industriesteinen, ausrangierten Türen oder auch rostigen Fahrradrahmen. Einige stehen sogar im Museum of Modern Art in New York. Er produziert und verkauft seine Möbel auf einem alten Industriegelände in Eindhoven. Sein eigenes Haus hat er gleich nebenan, wo er die Kreissäge bis ins Bett singen hört.

www.pietheineek.nl

DAS GEHT:



TEILEN STATT KEILEN!

Abgelegtes Spielzeug liegt nicht länger in der Ecke, sondern findet neue liebende Hände im Spielzeug-BaSaR, einer Sammelbox, die in Berliner Kitas aufgestellt wird, um die Kinder zum Tauschen und Verschenken anzuregen. Müll entsteht so gar nicht erst, denn Spielzeug, das ein Kind nicht mehr mag, macht einem anderen eine Riesenfreude! Der Spielzeug-BaSaR ist Teil des BSR-Erlebnisprogramms, bei dem Vorschulkinder in echte Müllmann-Westen schlüpfen und spielerisch lernen, wie man Müll trennt und vermeidet.

www.BSR.de/Erlebnisprogramm

BASTELN MIT MÜLL



Dosierte Geschenke

Blogautorin: Sabrina (house043.blogspot.de)

Was soll man denn nur immer schenken? Die überzeugte Do-it-yourself-Bastlerin Sara Morvay macht gemeinsam mit Gleichgesinnten Vorschläge. Auf der Seite ihrer „DIY Ideenbox“ muss man nur anklicken, welche Abfälle man zufällig noch bei sich rumliegen hat und ob man ein Bastelprofi oder -laie ist

– und schon wartet in dem flashanimierten Geschenkkarton eine Bastelanleitung: „Wie aus Kerzenresten und zum Beispiel Konservendosen schöne Lichter werden“ von Sabrina Noesch.

www.erlebnissgeschenke.de/ideenbox | house043.blogspot.de



- 1 Dosen von den Etiketten befreien. Gut ausspülen. Kerzendocht in die Mitte der kleinen Dose stellen und mit einem Schaschlikspieß fixieren.
- 2 Teelichter oder Kerzenreste von Dochten und Hülsen befreien. Alles in eine große Konservendose geben und im Wasserbad schmelzen.

- 3 Das Wachs vorsichtig in die kleine Dose umfüllen, sobald es vollkommen geschmolzen ist. Danach die Kerzen vollständig abkühlen lassen.
- 4 Ein schön gemustertes oder selbst gestaltetes Papier zurechtschneiden und mit doppelseitigem Klebeband befestigen.
- 5 Mit Bändern, Sprüchen oder was der eigenen Kreativität sonst so entspringt, verzieren.





WAS IST EIGENTLICH EINE: SCHNIPPELDISKO?

Phoebe Ploedt, Mitglied des Vorstands bei Slow Food Deutschland e.V.

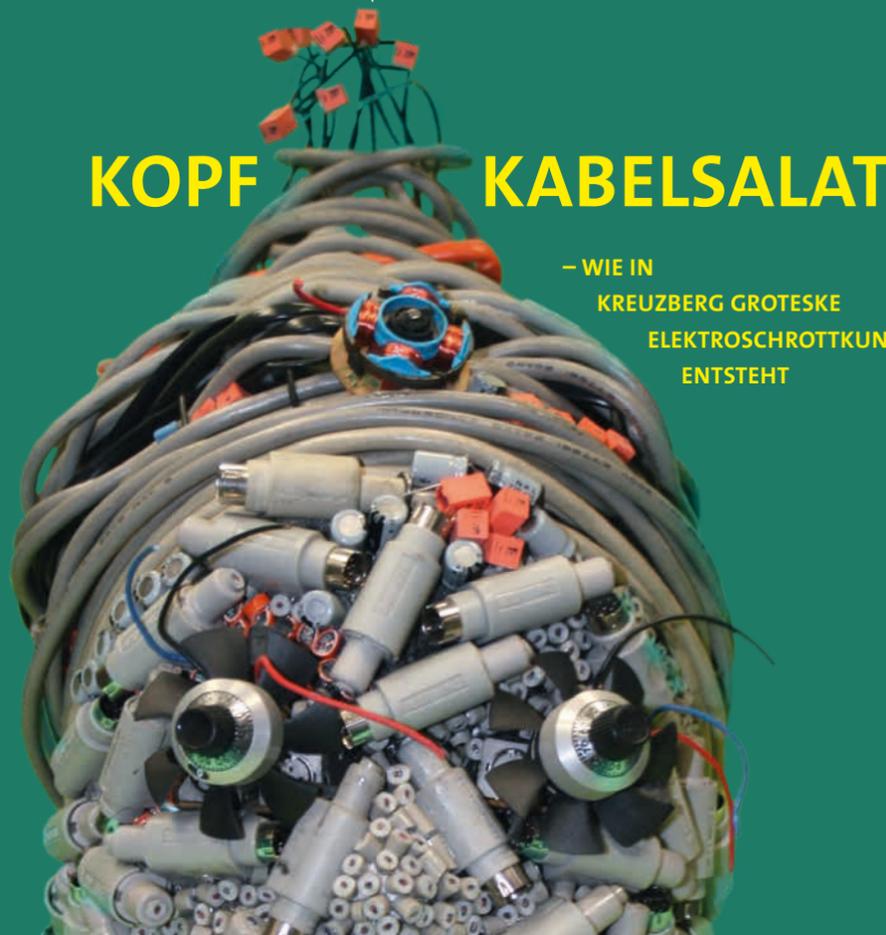
Jedes Jahr werfen wir allein in Deutschland etwa 11 Tonnen gute Lebensmittel auf den Müll. Dazu gehören zum Beispiel zweibeinige Möhren, knubbelige Pastinaken, großwüchsige Zucchini und Obst mit kleineren Druckstellen. Dabei kann man solche Lebensmittel mit kleineren Fehlern noch gut verwenden. In der Schnippeldisko zeigen wir, wie man sie mit Spaß verkochen und verzehren kann. So bieten wir der sinnlosen Verschwendung leckerer Lebensmittel die Stirn! Zu unserer Schnippeldisko laden wir an immer neuen Orten ein. Angefangen hat alles 2012 in der Markthalle Neun in Berlin-Kreuzberg. Da haben wir zu elektronischer Musik 9.000 Portionen Suppe gekocht! Seither hat sich die Idee verbreitet, sie wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, Griechenland, Italien und sogar Südkorea übernommen. Und auch wenn jede Schnippeldisko ihren eigenen „Geschmack“ hat, ist die Idee immer gleich: Wir gucken uns eine Stadt aus, laden über die sozialen Netzwerke Gäste zum Schnippeln ein und Bauern aus der Umgebung spenden uns ihr aussortiertes Obst und Gemüse. Dann heißt es: „An die Messer! Fertig! Los!“ Immer dabei ist auch ein DJ, der dafür sorgt, dass wir nicht nur rhythmisch schnippeln, sondern auch tanzen.

www.slowfoodyouth.de

In Kreuzberg hat Muharrem Batman einen kleinen Laden für Computer, Reparaturen und „Hi-Fi-Zeug“. Weil er ein ungewöhnliches Schaufenster haben wollte, begann er vor fünfzehn Jahren zu basteln, mit dem „Elektroschrott“, den er in Mengen zur Verfügung hatte. „Ich fand schon als Kind, dass das kein Abfall ist“, sagt er, „ein Widerstand zum Beispiel sieht aus wie Schmuck.“ Er bat seine Schwester Ayşe Batman, für ihn zu basteln. Zunächst fand sie den Schrott „ekelig“, aber dann kam sie auf den Geschmack. Und heute fertigen sie und die Assistentin Judith Brun ganze Kunstwerke aus Transistoren, Platinen, Kondensatoren und Widerständen. „Ich habe nur die Ideen“, sagt Muharrem Batman, „ich bin zu ungeschickt, um selbst zu basteln.“ Mit ihren Werken sorgen die drei aber inzwischen dafür, dass sich nicht nur Laufkundschaft in ihren Laden verirrt, sondern Berlin-Touristen sie besuchen, um Werke wie das Couture-Kleid und die Elektroschrottbüsten zu bewundern.

Jedes Werk besteht aus unzähligen Kleinteilen, manche leuchten oder klingen auch. Gerade gab es auch eine erste Ausstellung – im Nixdorf-Computermuseum in Paderborn. Und ein Zulieferbetrieb der Deutschen Bahn hat bei Muharrem Batman eine Skulptur in Auftrag gegeben. Bevor er die entwirft, steht jedoch der „hässlichste Weihnachtsbaum der Welt“ an, den er für eine Schule in Schlieben in Brandenburg anfertigt, gemeinsam mit Schülern der 5., 6. und 10. Klasse. So lernen die Kinder und Jugendlichen, dass Elektroschrott ein toller Werkstoff ist, und auch, wie sie aus ausgedienten Handys und kaputten Toastern Baumschmuck basteln, der nicht nur schön aussieht, sondern auch leuchtet und tönt.

www.elektroschrottkunst.de | www.batman-elektronik.de



KOPF KABELSALAT

– WIE IN
KREUZBERG GROTESKE
ELEKTROSCHROTTKUNST
ENTSTEHT

ÜBERSCHÄUMENDE HILFE

Sich mehrmals am Tag mit Seife die Hände zu waschen, ist für uns eine Selbstverständlichkeit. In Entwicklungsländern sterben dagegen jedes Jahr 1,7 Millionen Menschen, weil sie sich wegen fehlender Hygienemöglichkeiten mit tödlichen Krankheiten infiziert haben. Die US-amerikanische Hilfsorganisation Global Soap versucht das mit einer simplen Idee zu bekämpfen: Sie sammelt übrig gebliebene Seifenstücke von Hotels ein, recycelt sie zu neuen Stücken und verteilt sie an Katastrophenopfer, Flüchtlinge und Menschen in größter Armut.

www.globalsoap.org

Ich war einmal...



ILLUSTRATIONEN: GreenLab Berlin

... die Schale einer Kakaobohne. Ich wuchs unter der tropischen Sonne auf einem fernen Kontinent am Stängel einer kräftigen Kakaopflanze, wurde gepflückt, in Säcke verpackt und auf eine lange Reise geschickt. In meinem Inneren schlummerte das braune Gold, nach dem alle ganz verrückt sind. Es wurde aus mir herausgepult und in Berlin zu Schokolade verarbeitet. Normalerweise wäre ich als Schale achtlos unter den Tisch gefallen und weggeworfen worden. Drei Wissenschaftler vom GreenLab Berlin wollten aber beweisen, dass man die pflanzlichen Abfallmengen, die jährlich in der Lebensmittelindustrie anfallen, auch anders nutzen kann. Sie verwandelten mich in einen Dünger, füllten mich in Flaschen und taufte mich „Blümchenfutter“. Jetzt werde ich auf urbanen Balkonen, in Gemeinschaftsgärten, auf Hinterhofäckern, in Schrebergärten oder Guerillabeeten eingesetzt und Sorge nicht nur für blühende Großstädte – sondern auch für einen zarten Schokoduft beim Gießen.

www.greenlab.berlin



Alte Wellpappe ist für den Objektgestalter Konstantin Wolke nicht einfach Müll, sondern ein Objekt der Begierde, dem er nachjagt. Bekommt er ein Paket mit der Post geschickt, interessiert ihn oft die (Papp-)Verpackung mehr als der Inhalt. Er schätzt die Materialeigenschaften der Wellpappe-Kartons und schafft daraus gute Kameraden.

Bitte umblättern →





→ PAPPKAMERAD

Aus der gesammelten Pappe entstehen Skulpturen, die als Lampenschirme das Licht reflektieren. Besonders gut gefällt das Lichtdesignern und Architekten. Sie kaufen die Beutelampe besonders gern. Drucke, Notizen, Klebestreifen und Gebrauchsspuren verleihen jeder Pappe – und so jeder Lampe – ihren ganz eigenen Charakter. Weil er den charakterstarken alten Pappen nachjagt, nennt Konstantin Wolke seine Lampenschirme Beutelampen.

www.herrwolke.com



Eimer ist immer für Sie da

Geahnt haben wir es längst, jetzt belegt es auch eine von der Berliner Stadtreinigung (BSR) in Auftrag gegebene Studie: Wir fühlen uns wohler, wenn die Stadt, in der wir leben, sauber ist. Im Report „Berlin wird sauber!“ heißt es, dass besonders ältere und jüngere Menschen Sauberkeit schätzen. Auch dank der orangefarbenen Helfer der BSR, die Straßen und Gehwege reinigen, wurde Berlin in den vergangenen zehn Jahren von den Befragten zunehmend als sauber wahrgenommen. Aber wo gerade noch die Kehrmaschine ausfegt, liegt kurz darauf schon der nächste zerknautschte Pappbecher, Zigarettensammelstummel oder Hundehaufen. Dabei gibt es doch 21.500 Papierkörbe in der Hauptstadt! Und genau auf die wurde mit der Kreide-Aktion, bei der Straßenkünstler nicht die Mona Lisa, sondern überdimensionale Pappbecher, Zigarettensammelstummel und Hundehaufen auf unsere Gehwege malten, aufmerksam gemacht.

www.BSR.de/sauber



Dieses Telefon kann Lesen retten

Telefonzellen sind wie Relikte einer verlorenen Zeit. Vor der Ära der Mobiltelefone wurde in ihnen diskutiert, gelacht, geweint, geflücht, geflirtet. In ihnen stecken Erinnerungen und Emotionen – genau wie in Büchern. Jetzt werden die Fossilien des analogen Jahrhunderts zusammengebracht. Aus der guten alten gelben Telefonzelle bauten Auszubildende der Berliner Stadtreinigung, des OSZ TIEM und der marcel-breuer-schule gemeinsam eine mobile Stadtbibliothek. Das Ganze funktioniert nach dem Motto: Nimm ein Buch, bring ein Buch, lies ein Buch. Die Initiative dazu kommt vom Institut für Nachhaltigkeit in Bildung, Arbeit und Kultur (INBAK). Die sorgsam aufgearbeitete Telefonzelle stand bis vor Kurzem auf dem Tempelhofer Feld – auch so ein Überbleibsel der Vergangenheit – und hat jetzt ihr Winterquartier im Neuköllner Schillerkiez aufgeschlagen.

www.bücherboxx.com



FOTO: Stéphanie Kramme



GÖTTERDÄMMERUNG

Sie schwenken die Fahnen und ballen die Fäuste. „Hände weg vom Fashionreck!“, rufen die Aktivisten der Berliner Demo-Parade „ButtXBetter“ und machen damit jedes Jahr zur Berliner Fashion Week auf die zerstörerischen ökologischen und sozialen Zustände in der Modewelt aufmerksam. Sie tanzen, johlen und protestieren auf der Friedrichstraße in bunten Upcycling-Kostümen. „Wer ab und an auf Trashion setzt, der kann sich bei einem Neukauf auch faire Mode leisten“, sagen die Initiatoren. „Alle wissen es, viele verdrängen es – aber es reicht jetzt: Ein neues Zeitalter ist angebrochen.“

www.trashionberlin.de

FOTO Gerben Grotenhuis

AUSGEZEICHNETE IDEE



Pullover für untenrum

Dank Ute Ketelhake dürfen Schafe ihr Fell behalten und Industrieabfälle zeigen, wie viel wollige Wärme in ihnen steckt. Als die Textildesignerin einen alten Pulli aufrubbelte und mit den Fasern filzte, knüpfte und herumprobierte, stellte sie fest, dass alte Fasern sich hervorragend für neue Teppiche eignen. Seitdem arbeitet sie vom niedersächsischen Städtchen Springe aus an einem Familienerbstück, dem Hochwebstuhl ihrer Mutter, die Weberin war. Wer will, kann ihr bei der Arbeit sogar live per Webcam über die Schulter schauen. Jeder Teppich ist ein Einzelstück, alle haben liebevoll eingearbeitete Schattierungen und sind aus Bio-Wolle. „Das ist eigentlich unbezahlbar“, sagt sie, „aber da ich für die Knüpfansätze nur Schnipsel benötige, kann ich verwenden, was in der Industrie abfällt.“ Dafür wurde Ute Ketelhake im vergangenen Jahr mit dem Bundespreis Ecodesign ausgezeichnet.

www.secondliferugs.com

NASCHWERK Um 1900 wurde Schokolade oft in Zinnfolie (Stanniol) eingepackt, um sie länger haltbar zu machen. Damit die Schokolade keinen metallischen Geschmack bekommt, stieg man bald auf Alufolie um. Damals hatten sie noch kein Gesicht und keine bunten Farben. Aber das Leuchten in den Kinderaugen haben sie schon damals gespiegelt.

ALTER AUFREISSER

6 Fakten über Aluminium

UM HAARESBREITE Übliche Haushaltsfolie aus Aluminium hat eine Dicke von 0,01 bis 0,015 mm. Das ist etwa ein Zehntel der Dicke eines Kopfhaares.

ALU NOAH Mit Aluminium lassen sich nicht nur Weihnachtsmänner lange horten. Auf der norwegischen Inselgruppe Spitzbergen, etwa 1.300 km vom Nordpol entfernt, gibt es einen Saatgut-Tresor. Darin liegen in Alufolienbeuteln verpackte Samen von mehr als 4 Millionen Nutzpflanzen wie Mais, Reis, Bohnen und Kartoffeln eingefroren verwahrt. Das soll sie vor terroristischen Angriffen, Bomben, Erdbeben und Sintfluten schützen. Zumindest die nächsten 1.000 Jahre.

WAS DER GROSSVATER NOCH WUSSTE „Früher war mehr Lametta.“ Das sagte einst Lorient als Opa Hoppenstedt. Und er hat Recht behalten. „In den letzten 20 Jahren ist der Verkauf um etwa 60 bis 70 Prozent zurückgegangen“, sagt der Geschäftsführer der Christbaumschmuckfabrik Riffelmacher & Weinberger, Frank Marchl.

LUFTNUMMER Die dunkle Seite des glänzenden Metalls ist seine Herstellung. Um das Ausgangsmaterial Bauxit abzubauen und zu verarbeiten, wird viel Energie benötigt. Und klimaschädliche Emissionen werden in die Atmosphäre gestoßen. Um eine Tonne Aluminium herzustellen, braucht man zum Beispiel 27-mal mehr Energie als für dieselbe Menge Glas. Durch Recycling lassen sich Treibhausgasemissionen reduzieren. Laut der Deutschen Aluminium Verpackung Recycling GmbH werden in Deutschland 89 Prozent aller Alu-Verpackungen wieder aufbereitet.



SPURENELEMENT Egal, was wir zu uns nehmen: Aluminium ist in jedem Fall dabei. Wenn auch minimal, steckt das Metall in nahezu allen Lebensmitteln. Unter dem Mantel dieses Schoko-Weihnachtsmannes stecken etwa 33 Mikrogramm pro Gramm. Auch über die Haut nehmen wir es auf. Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit geht davon aus, dass man etwa 0,143 Mikrogramm Aluminium je Gramm Körpergewicht und Tag aufnehmen kann. Mit einem normalen Deodorant schöpft ein 70 Kilogramm schwerer Mensch die unbedenkliche Tagesdosis fast völlig aus. Gerade wird diskutiert, ob Aluminium im Körper die Gefahr befördert, an Brustkrebs oder Alzheimer zu erkranken.

RECHERCHE: Journalistenbüro Schmittstelle



ZEIGE MIR
DEINEN MÜLL ...

... und ich sage dir, wer du bist. Wir haben uns auf eine Expedition in die Welt des Mülls begeben – und dort Erstaunliches über uns und unsere Gesellschaft erfahren.

TEXT Christian Heinrich | FOTOS Michael Mann

Der erste Hinweis ist der Müllbeutel selbst. Auf der Mülldeponie der mexikanischen Küstenstadt Mazatlán durchsuchen Müllsampler den Berg herangekarrter Tüten. Finden sie einen Beutel aus festem Material, ist er stark umworben. Vermutlich stammt er aus einer reicheren Gegend des Landes und enthält kleine Schätze der Überflusgesellschaft. Vielleicht ein kaputtes Handy oder teure Kosmetika. Die Luft auf der Müllkippe ist extrem feucht, die Kleidung klebt den meisten am Körper, es stinkt fürchterlich. Aber niemand der etwa 200 Müllsampler beschwert sich. Alle hier sind es gewöhnt, auch Eveline Dürr, die schon mehrere Wochen auf der mexikanischen Mülldeponie ihre Tage verbringt. Dürr ist Ethnologie-Professorin an der Ludwig-Maximilians-Universität München und sucht nicht wie die anderen nach wertvollen Dingen, die sie weiter verwerten oder verkaufen kann, sondern nach Antworten. Was erzählt der Müll über die Menschen? Was lernen wir über ihre Lebensgewohnheiten, ihren Entwicklungsstand, ihre Probleme.

Wir haben uns auf eine Expedition in die Welt des Mülls begeben. Wir wollen die Spur des Lebens weiterverfolgen, die jeder Einzelne von uns mit seinem Abfall hinterlässt. Dafür treffen wir Wissenschaftler, einen Aktivist, einen Händler, eine Entsorgerin und einen Künstler, für die Abfall mehr ist als der letzte Rest. Es sind Menschen, die sich in unseren Hinterlassenschaften auskennen und aus ihnen Lebensmittel, Rohstoffe, Kulturgüter oder eben Erkenntnisse destillieren.

DIE ETHNOLOGIN

Sechs Wochen lang war Eveline Dürr mit den Mülltrennern von Mazatlán im Jahr 2009 unterwegs. Am Ende konnte sie im Müll ablesen, wie wohlhabend die jeweiligen Verursacher waren, welche Hobbys und welche Ernährungsgewohnheiten sie hatten und ob sie alleinstehend lebten oder in einer größeren Familie. „Es ist erstaunlich! Die Verpackungen und Reste zeigen überraschend detailliert, wie jemand lebt“, sagt Dürr. Anhand von so genannten Restmüllanalysen lässt sich auch hier zu Lande ein ziemlich genaues Bild vom Alltag der Verursacher zeichnen. Die Marken zeigen, in welchem Supermarkt man einkauft, wie sorgfältig ein Jogurtbecher ausgekratzt wurde, sagen etwas über den Konsumstil aus und die entsorgten Verpackungen, über die Lebensgewohnheiten und Krankheiten. „Man kann einen Menschen anhand seines Mülls besser charakterisieren als zum Beispiel über eine zehnmündige, direkte Telefonbefragung“, sagt Dürr. Aber sie wollte mittels ihrer teilnehmenden Beobachtung nicht nur etwas über den Müll selbst, sondern auch über die

jenigen herausfinden, die täglich mit dem Abfall arbeiten: Wie leben sie, welches Bild haben andere von ihnen und wie sehen sie sich selbst? Ihr Ergebnis überraschte: „Menschen, die mit Müll arbeiten, waren lange Zeit stigmatisiert und sozial ausgegrenzt. Aber das scheint sich zumindest tendenziell zu ändern“, sagt die Ethnologin. Die Müllsampler in Mazatlán seien nicht mehr einfach ein Sammelsurium an gescheiterten Existenzen, sondern eine Gruppe von Experten in ihrem Gebiet, die den Abfall trennen und an Mittelsmänner weiterverkaufen. Sie wissen, welcher Müll anfällt, und vor allem, wie er mit welchen technischen Hilfsmitteln am besten getrennt wird. Dieser Imagewandel beschränkt sich nicht nur auf Entwicklungs- und Schwellenländer. In Deutschland ist Müllmann derjenige Beruf, dessen Ansehen in den vergangenen acht Jahren am stärksten gewachsen ist. Im diesjährigen Forsa-Berufe-Ranking der angesehensten Berufe liegen sie auf Platz acht, noch vor Hochschulprofessoren, Anwälten und Unternehmern.

„Man kann einen Menschen
anhand seines Mülls
besser charakterisieren als über
eine Telefonbefragung.“

Der Hauptgrund aber, warum die Materialtrenner an Ansehen gewonnen haben und die Deponien auf Interesse stoßen, sei der Abfall selbst: „Müll hat überall enorm an Bedeutung gewonnen“, sagt Dürr. Natürlich sei Abfall vor allem in Industrieländern nach wie vor zunächst einmal negativ belegt. Wenn wir durch eine Straße laufen, die schmutzig ist, fühlen wir uns eher unsicher, als wenn wir durch dieselbe Straße laufen, wenn sie sauber ist – das konnten Studien zeigen.

Gleichzeitig ist Müll mittlerweile weit mehr als einfach nur etwas Störendes, das möglichst schnell in den Abfalleimer wandert und dann für immer verschwunden ist. „Gerade in den Industrieländern sind sich immer mehr Menschen bewusst, dass sie für den Müll, den sie produzieren, ein Stück weit verantwortlich sind“, sagt Dürr. Mülltrennung gelte längst als Zeichen der Moderne. „Wer keinen Müll trennt, der verletzt in Deutschland vielerorts bereits eine soziale Norm“, so Dürr. Anderswo auf der Welt, etwa im mexikanischen Mazatlán, hat die Mülltrennung sogar eine regelrechte Subkultur hervorgebracht. Es sind nur zwei Beispiele, wie sich der Umgang mit Abfall auf dem ganzen Planeten verändert.

„Wir sind auf diesem Planeten durch Internet und Globalisierung eine Weltgemeinschaft geworden, die alles miteinander teilt. Den Handel – und die Probleme.“ So seien sowohl primäre



Die Ethnologin EVELINE DÜRR durchwühlte zusammen mit Mülltrennern aus den Slums in der mexikanischen Stadt Mazatlán die Abfalldeponien. Ihr Fazit: Der Müll zeigt uns, wer wir sind.

als auch sekundäre Rohstoffe auf dem globalen Markt leichter loszuwerden. Andererseits hätten Diskurse über Umweltverschmutzung und globale Erwärmung in Medien und Gesellschaft vor allem in Industrieländern bei vielen das Verantwortungsbewusstsein geschärft. Abfall ist nicht mehr das Problem der anderen jenseits der Mülltonne. Sondern von allen.

Die jüngere Karriere von Müll ist also ambivalent: Einerseits kann der Abfall eine neue Rohstoffquelle sein, die Gold wert ist; andererseits eine hochproblematische Angelegenheit, unter der unser Planet zu leiden hat. Geld verdienen und kollektive Verantwortung. Es sind zwei der wichtigsten Aspekte unserer Industriegesellschaft, an denen sich das Netz von Interessen aufspannt, wie mit dem Müll verfahren werden sollte: vermeiden, verwerten, verkaufen, verschieben, sortieren, recyceln. Und sogar retten.

DER LEBENSMITTELRETTER

Einen großen Rucksack, vielleicht noch einen Fahrradanhänger, eine Taschenlampe und den Schutz der Dunkelheit. Mehr brauchte Raphael Fellmer nicht, als er sich damals aufmachte, um Lebensmittel zu retten. Nachts schlich er zu den Müllcontainern der Lebensmittelketten und durchsuchte sie nach Dingen, die weggeworfen wurden, obwohl sie noch essbar waren. Was er tat, war nach deutschem Gesetz in vielen Fällen streng genommen illegal. Hausfriedensbruch.

Zweieinhalb Jahre lang hat Raphael Fellmer von 2009 bis 2011 auf der ganzen Welt containert. So nennt sich das Abtauchen in die Müllcontainer-Fundgrube. „Fast alles, was ich brauchte, fand ich in den Mülltonnen der anderen“, sagt der 31-jährige Fellmer. „Mir wurde klar, wie pervers es wirklich um unsere Wegwerfgesellschaft steht. Denn wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann man es nicht glauben.“

In Surinam in Südamerika sah er Restaurants mitten im Urwald, die ausschließlich Einmal-Geschirr benutzen; in einer ausgehobenen Grube wuchs ein Berg an Plastikbesteck und Papptellern. In den USA fand er Unmengen weggeworfener Kleidung, an der oft noch nicht einmal ein Knopf fehlte. In Deutschland suchte er vor allem bei den Abfallcontainern der Supermärkte nach Lebensmitteln – und wurde immer wieder fündig: Obst mit Druckstellen, Jogurts, die nur einen Tag über dem Mindesthaltbarkeitsdatum lagen – alles noch genießbar. Nach Weihnachten fand er einmal palettenweise Süßigkeiten im Wert von mehreren tausend Euro. So konnte es nicht weitergehen, sagte sich Fellmer und wandte sich an den Einzelhandel.

Das Konzept Foodsharing versuchte schon länger, Privatleute dazu zu bewegen, ihre unliebsamen Lebensmittel über eine Internetplattform weiterzugeben. Der Filmemacher Valentin Thurn stellte das Konzept im *TrenntMagazin* 5/2013 vor. Fellmer war bei der Gründung mit an Bord, fragte sich aber: Warum nicht auch die Supermärkte mit einbinden? Bei einem Biosupermarkt in Berlin traf er schließlich auf offene Ohren: Man erklärte sich bereit, ihm zwei Mal in der Woche alles, was nicht verkauft und von keiner Organisation abgeholt werden konnte, abzugeben. Mit einem Fahrradanhänger „rettete“ Fellmer von da an regelmäßig Lebensmittel vor der Tonne. Und zwar legal.

„Fast alles, was ich brauchte,
fand ich in den
Mülltonnen der anderen.“

Kurze Zeit später startete Fellmer die „Lebensmittelretter“, eine Initiative, bei der Freiwillige mit Lebensmittelbetrieben ähnliche Vereinbarungen organisieren. Immer mehr Freiwillige holen seitdem von kleinen und großen Supermärkten, Bäckereien und anderen Lebensmittelbetrieben ab, was dort nicht mehr zu verkaufen ist. Die meisten Lebensmittelretter decken zuerst den Eigenbedarf und geben den Rest ab an gemeinnützige Organisationen. Fast 400.000 Kilogramm Lebensmittel konnten auf diesem Wege bereits gerettet werden. Inzwischen kooperieren fast 1.000 Betriebe mit den Lebensmittelrettern, die sich auf der Internetseite lebensmittelretten.de organisieren. Ihre Zahl ist mittlerweile auf mehr als 6.000 angewachsen.

Woran aber liegt es, dass es so weit kommen konnte? Dass eine Initiative wie die von Raphael Fellmer überhaupt gestartet werden musste? „Es wäre zu leicht, die Schuld allein den Konsumenten, den Herstellern oder den Verkäufern in die Schuhe zu schieben“, sagt Raphael Fellmer. „Die Supermärkte wollen mit der besten Auswahl auftrumpfen und kaufen besonders viel und günstig ein, die Konsumenten picken sich das Beste heraus und lassen den Rest links liegen. Als Reaktion darauf verschärfen die Supermärkte nur noch ihre Auswahlkriterien. Sie schaukeln sich gegenseitig hoch.“ Durchbrechen könnten diesen Teufelskreis am ehesten noch die Konsumenten. Die seien mächtiger, als sie selbst wüssten, sagt Fellmer. Wenn öfter mal jemand einen Apfel kaufe, der eine Delle hat, dann werde leicht ramponiertes Obst bald nicht mehr aussortiert. Doch davon sei die Masse der Konsumenten noch weit entfernt. Im Gegenteil: Man suche bewusst jene Äpfel heraus, die besonders schön aussehen. Zwar findet fast jeder die Verschwendung pervers, aber wirklich etwas im eigenen Kaufverhalten zu verändern, dazu ist kaum jemand bereit. Dabei gibt es eigentlich schon genügend Anreize. Auch von Seiten der Supermärkte.



RAPHAEL FELLMER lebt mit Frau und Kind völlig ohne Geld. Einen Großteil seiner Lebensmittel holte er aus den Containern von Supermärkten. Geschockt vom Überfluss, startete er die Initiative „Foodsharing“ und später „Lebensmittelretter“, in der Einzelhändler ihre aussortierten Waren an Freiwillige abgeben.

DER HÄNDLER

Als Nils Busch-Petersen letztens aus dem Urlaub nachhause zurückkam, fand er im Kühlschrank einen Jogurtbecher, der seit sechs Wochen abgelaufen war. Er öffnete ihn, guckte, ob sich Schimmel gebildet hatte, fand keinen, dann aß er ihn. „Naturjogurt, schmeckte etwas reifer, aber lecker“, erinnert er sich. Vom Mindesthaltbarkeitsdatum lässt er sich nicht beeindrucken. „Es ist kein Verfallsdatum. Man kann etwas in den allermeisten Fällen auch dann noch essen, wenn das Mindesthaltbarkeitsdatum abgelaufen ist.“ Busch-Petersen ist Geschäftsführer des Handelsverbands Berlin-Brandenburg. Er sagt, dass selbst der Einzelhandel das schon seit Jahren predige. Aber bei vielen Konsumenten ist die Botschaft offenbar noch immer nicht angekommen.

Nicht nur wegen ethischer Aspekte wollen die Händler so wenig Lebensmittel wie möglich wegwerfen. Es kostet sie einfach auch Geld. „Jeder Apfel, den wir nicht verkaufen, sondern entsorgen müssen, ist für uns ein Verlustgeschäft“, sagt Busch-Petersen. Es gibt also genug Gründe, alles dafür zu tun, Lebensmittelabfälle zu vermeiden.

Daher wenden sich die Händler auch an die Konsumenten und versuchen in Aufklärungskampagnen über das Mindesthaltbarkeitsdatum aufzuklären. Sie bewerben stärker regionale Produkte, die wegen der kürzeren Transportzeit meist länger haltbar sind. Sie bieten zunehmend kleinere Verpackungsgrößen an, damit der Kunde nur das zu kaufen braucht, was er in naher Zukunft essen wird. Sie versuchen den Warentransport noch mehr zu beschleunigen, so dass die Ware noch frischer ins Regal gestellt werden kann. Und einige geben Waren, bei denen das Mindesthaltbarkeitsdatum bereits überschritten ist, gesondert gekennzeichnet zu einem günstigeren Preis ab. „Wir versuchen an allen Fronten aufzuklären und Abhilfe zu schaffen“, sagt Busch-Petersen.

„Jeder Apfel, den wir nicht verkaufen, ist für uns ein Verlustgeschäft.“

Dabei sind Lebensmittelabfälle gar nicht so sehr das Problem des Handels. Tatsächlich stammen nur fünf Prozent der weggeworfenen Lebensmittel vom Handel. Mehr als doppelt so viel werfen die Restaurants und Industrieküchen weg. Für den Mammutanteil von mehr als 60 Prozent aber sind die Verbraucher verantwortlich.

Es sei ähnlich wie mit den Verpackungen, sagt Busch-Petersen. Ein kleiner Teil hat tatsächlich immer einen Jutebeutel beim Einkaufen dabei, andere nehmen jedes Mal eine neue Plastiktüte vom Supermarkt mit. Die meisten aber kämen mal mit, mal ohne eigene Tasche, sie kauften Bio-Obst, das aber in Folien eingeschweißt sei. „Das ist eine Art Hybridverhalten. In manchen Belangen sehr bewusst, in anderen wieder einfach gedankenlos“, sagt Busch-Petersen. Ein klassisches Verhaltensmuster der menschlichen Natur: Man beruhigt ein Stück weit sein Gewissen – und macht dann mit diesem Alibi in der Tasche weiter wie vorher. Der Mensch schafft es offenbar nur selten, den verführerischen Angeboten an Bequemlichkeit zu widerstehen, die die Moderne mit sich gebracht hat.

DIE HISTORIKERIN

Müll? Die Leute im Mittelalter wussten nicht einmal, was das ist. „Das Wort entstand erst vor 150 Jahren“, sagt Karin Kranich vom Institut für Germanistik an der Universität Graz. Die Idee, etwas zu benutzen und dann wegzuworfen, hat sich laut Kranich erst nach dem Zweiten Weltkrieg verbreitet. Davor hatten etwa Verpackungen, die heute einen Großteil des Mülls ausmachen, einen eigenen Wert. Auch deshalb, weil die Pflicht zur Verpackung meist nicht beim Verkäufer, sondern beim Käufer lag. Und der benutzte dasselbe immer wieder: Leinensäcke, Milchkannen, Körbe, Fässer, Holzdosen. Billige Verpackungen gab es nicht. „Papier zum Beispiel war im Mittelalter viel seltener. Für einen Korb hat man einen Korbflechter bezahlen müssen, für ein Fass einen Büttner. Oder man machte es selbst, aber dann fehlte die Zeit woanders. Was man einmal hatte, das hatte auch einen Wert“, sagt Karin Kranich.

Einer der Forschungsschwerpunkte Kranichs liegt darauf, wie man im Mittelalter, also vor knapp 1.000 Jahren, gegessen hat – und mit Abfällen verfahren ist. Während sie vor allem in historischen Dokumenten und Büchern forscht, suchen andere Kollegen, so genannte Mittelalterarchäologen, in ehemaligen Siedlungsstätten nach Spuren. Anhand der akribischen Analyse von Ausgrabungen und der Auswertung der Überlieferungen und Dokumente hat man eine ziemlich genaue Vorstellung vom Leben der Menschen damals – und von ihrem Umgang mit Abfällen.

Das Bild, das die Wissenschaftler zeichnen, ist aus heutiger Sicht erst einmal schockierend. So gab es kaum eine richtige



NILS BUSCH-PETERSEN ist Geschäftsführer des Handelsverbands Berlin-Brandenburg e. V. und macht sich darüber Gedanken, wie sich Lebensmittelabfälle im Handel vermeiden lassen.

Abfall- und Abwasserentsorgung. Jeder warf seine Reste und auch seine Abwässer einfach auf die Straße, es hat überall gestunken, aber die Leute waren daran gewöhnt. Die Städte waren also voll mit Abfällen. Fast alles ist zwar noch von selbst verrottet, aber dabei wurde immer wieder das Grundwasser verseucht, es kam zu tödlichen Epidemien. Der Mythos, dass Juden die Brunnen vergiften, ist in dieser Zeit entstanden. „Man hat sehr lange gebraucht, um einen Zusammenhang zwischen den mit Abfällen belasteten Sickwasserströmen und der Kontamination des Grundwassers herzustellen“, sagt Karin Kranich. Lag die Stadt an einem Fluss, kippte man dort einfach alles hinein, die Bewohner ihre Fäkalien, die Färber und Gerber ihre Laugen. In den Dörfern ein paar Kilometer flussabwärts schöpfte man ahnungslos das Wasser ab und die Bevölkerung lichtete sich, weil Vergiftungen und Seuchen die Menschen daharrafften. „Ein Umweltbewusstsein wie heute hatten die Leute damals nicht“, sagt Kranich. In Burgen, die meist auf einer Anhöhe standen, gab es seitlich ein Fallgatter, über das man alles entsorgte, was nicht mehr zu verwenden war. Langsam bildete sich unter der Öffnung ein regelrechter Müllberg. Erst wenn es „zum Himmel stank“, wurde der Müll weggeräumt – in den Wald oder ins nächste Tal. Die Natur, das war damals, wenn man so wollte, eine einzige große Biomülldeponie.

„Die Menschen im Mittelalter versuchten aus allem, was sie hatten, so viel wie möglich herauszuholen.“

Erst allmählich haben sich so genannte Shitgruben etabliert: Eine Grube hinterm Haus, in die man einfach alles hineinwarf, was man nicht mehr verwenden konnte. Für die Mittelalterarchäologen sind diese Schüttgruben Quellen für wahre Schätze an Erkenntnissen. Schicht für Schicht können sie Jahrhundert für Jahrhundert analysieren, was die Menschen gegessen haben und welchen Abfall sie produziert haben. So waren im Mittelalter neben Fischen auch Singvögel wie Amsel, Drossel und Rotkehlchen eine beliebte Delikatesse, zu erkennen an den ausgegrabenen Gräten und Knochenresten. In sozial höheren Schichten zeigt sich dann nach einiger Zeit etwa an Dattelkernen, dass man Handelsbeziehungen zum Orient aufgenommen hatte. Die Gruben sind meist über Jahrhunderte erhalten geblieben. Denn zum einen war der Großteil von dem, was man hineingekippt hat, organisch und ist langsam verrottet. Zum anderen war die Menge der Abfälle vergleichsweise gering.

Denn weil nicht Überfluss, sondern Mangel die Regel war, hat man versucht, alles irgendwie zu verwerten und weiterzuver-

arbeiten. Eine Kuh zum Beispiel war nicht nur Fleischlieferant – auch die Klauen wurden ausgekocht und das Gallert weiterverarbeitet, für Kopf und Schlund fand man Verwendung in der Küche für schmackhafte Speisen, bis nur noch eine Hand voll Knochen übrig blieb, aus denen man dann noch Leim gewann. „Aus allem, was die Menschen hatten, versuchten sie so viel wie möglich herauszuholen“, sagt Karin Kranich. Heute dagegen leben wir im Überfluss. Wir haben von allem genug und können es uns leisten, nur das Beste für uns selbst zu behalten – und den minderwertigen Rest in den Abfalleimer zu werfen. Müsste heute jeder seinen Müll wirklich selbst entsorgen, hätte er ein Problem: Der Vorgarten würde nach wenigen Tagen unter dem Müll verschwinden.

DIE ENTSORGERIN

Mindestens alle 14 Tage holen die Fahrzeuge der Berliner Stadtreinigung (BSR) den Müll von jedem der mehr als 2 Millionen Privathaushalte ab. Gäbe es sie nicht, würde sich der Abfall erst in den Hinterhöfen ansammeln, dann auf den Straßen – die ganze Infrastruktur käme zum Erliegen. Wenn man so will, gehören die Routen der Müllabfuhr ebenso zu den Lebensadern der Stadt wie die Leitungen für Wasser und Strom.

Diese Adern liefen bis November 2014 alle bei Vera Gäde-Butzlaff zusammen. Sie war als Vorstandsvorsitzende der BSR sieben Jahre lang sozusagen das Herz der Sache. Die studierte Juristin wagte sich in die Männerdomäne und trug dafür Sorge, dass ihre mehr als 5.000 Beschäftigten den öffentlichen Auftrag wahrnehmen, den Müll aus privaten Haushalten zu entsorgen und die Straßen Berlins sauber zu halten. Nicht nur Branchenkenner attestieren ihr, einen exzellenten Job gemacht zu haben. Bis zum Jahresende übergibt sie nun das Unternehmen an ihre Nachfolgerin Dr. Tanja Wielgoß.

Die Entsorgung und Aufbereitung von Müll ist heute eine komplexe Angelegenheit. Er muss gründlich in unterschiedliche Wertstoffe getrennt werden, damit diese später verwertet werden können. Glas, Papier, Bioabfall und Verpackungen. In Berlin ist es gelungen, eine einheitliche Wertstofftonne einzuführen, in die sowohl Verpackungen kommen als auch solcher Abfall, der aus dem gleichen Material, aber eben keine Verpackung ist. Also zum Beispiel ein Joghurtbecher und ein Plastiksieb. Gleichzeitig werden alle gesondert gesammelten Abfälle optimal verwertet. „Was die Bürger trennen, das geht auch in unterschiedliche Entsorgungswege“, sagt Gäde-Butzlaff. Und dort werden aus den Reststoffen von gestern die Rohstoffe von morgen. Schaut man also genauer hin, erkennt man, dass es

Die Germanistin KARIN KRANICH untersucht den Umgang mit Müll der Menschen im Mittelalter. Das ist schwierig, denn das Wort – und auch das Problem – Müll gibt es erst seit 150 Jahren.



der BSR nicht nur um das Abholen von Müll geht – es steht eine eigene Idee von Ressourcenschonung und Umweltschutz dahinter. „Zum Beispiel verwerten wir den Bioabfall in unserer neuen Vergärungsanlage. Dabei entstehen fester und flüssiger Dünger und vor allem Biogas. Mit diesem Gas betanken wir die Hälfte unserer Müllsammel-Flotte“, sagt Gäde-Butzlaff. Das spart Diesel, die Fahrzeuge sind leiser, fahren klimaneutral ohne Ruß – und das ohne Konkurrenz zwischen Tank und Teller. Die BSR folgt damit dem Prinzip, möglichst viele Rohstoffe möglichst lange im Wirtschaftskreislauf zu halten. Das fängt schon bei der Produktion und dem Konsumverhalten an. „Können die Dinge nicht reparaturfreundlicher produziert werden und braucht es wirklich alle zwei Jahre das aktuellste Smartphone?“ Diese Fragen stellt sich Vera Gäde-Butzlaff und unterstützt Initiativen, die sich mit Alternativen befassen. Sie weiß: Müllvermeidung ist der erste Schritt zur Rohstoffschonung. „Wir versuchen aus dem, was die Menschen dann trotzdem wegwerfen, möglichst viele Rohstoffe rauszuholen“, sagt Gäde-Butzlaff. Und selbst das, was man nicht mehr als Rohstoff verwerten kann, wird energetisch genutzt – also zur Produktion von Strom und Wärme.

„Wir müssen die Verwertung von Müll heute volkswirtschaftlich betrachten.“

Trotzdem gibt es kaum einen Sekundärrohstoff, dessen Herstellung – also Einsammlung, Sortierung, Aufbereitung – mit dem Marktpreis gedeckt werden kann. Je nach Weltmarktlage war das in den vergangenen Jahren mal Altpapier, heute sind es noch bestimmte Arten von Schrott. Bisher sind wir allerdings noch sehr weit davon entfernt, dass es sich betriebswirtschaftlich lohnt, eine alte Deponie aufzugraben und dort Rohstoffe herauszuholen oder das Gold aus den Handys zu holen. Bei solchen Marktpreisen wären die Rohstoffe dieser Erde wirklich zu Ende. „Daher müssen wir die Verwertung heute volkswirtschaftlich betrachten und in unserer Verantwortung für die nächsten Generationen“, sagt Gäde-Butzlaff.

Dabei arbeitet die BSR an zahlreichen Innovationen und überträgt technologische Entwicklungen in vielen Bereichen auf die Abfallwirtschaft. So befasst man sich schon seit Jahren mit alternativen Antrieben wie Hybrid und Elektro, eine eigene Sperrmüllaufbereitungsanlage bereitet pro Jahr 50.000 Tonnen Sperrmüll auf, auch das Thema Smart City ist im Fokus. So wird etwa an Straßenpapierkörben geforscht, die selbstständig Bescheid geben, wenn sie voll sind. Der Umgang mit dem Müll ist auch ein Spiegel des Fortschritts. Aber nicht nur das – er kann sogar etwas über unsere Kultur aussagen.

DER KÜNSTLER

Gerhard Bär designt Möbelstücke und andere Gebrauchsgegenstände – aus Müll. Das Besondere an seinen Werken: Die Verpackungsabfälle sind in den Kunstwerken noch zu sehen. Welche Sorte einmal in dem Jogurtbecher war, der in der Lehne verarbeitet ist, der Aufdruck der Shampoo-Flasche, die Werbung auf der Plastiktüte – alles ist zumindest in Teilen noch sichtbar. Neben dem künstlerischen Aspekt geht es ihm auch darum, ein Bewusstsein zu schaffen für den Abfall, den wir produzieren. „Es ist bis heute doch meistens immer noch so: In die Mülltonne, aus dem Sinn. Das will ich ein Stück weit ändern“, so Bär.

Angefangen hatte Bär in den frühen 1990er-Jahren mit der Gruppe Bär & Knell. In Deutschland wurde gerade das Duale System eingeführt, aber was genau mit den nun getrennten Resten geschah, konnte in der breiten Bevölkerung keiner so genau verstehen. Das Entsorgungssystem ist so gut organisiert, dass wir schnell und regelmäßig vom lästigen Müll befreit werden – und damit auch vom Nachdenken darüber. „Ich fragte mich, wie man den Müll in seiner Form und Buntheit erhalten und trotzdem verarbeiten kann“, sagt Gerhard Bär. Auf diese Weise wollte er den Müll mitten in die Gesellschaft und ins Bewusstsein zurückholen. Es begann mit ein paar Sitzmöbeln, mit denen er auf die internationale Möbelmesse in Mailand fuhr. Das Publikum war begeistert, die Presse berichtete. Inzwischen waren die Möbel auf mehr als 50 Ausstellungen vertreten und von Amsterdam über London, Philadelphia bis hin zu Tokyo haben Museen aus der ganzen Welt Bärs Objekte aus Müll gekauft. Der Erfolg gab Bär den Freiraum, besondere Projekte zu starten. So hat er 2006 mit Freiwilligen aus Tibet und Nepal Müll vom Mount Everest gesammelt und aus diesen für den Bergsteiger-Tourismus charakteristischen Abfällen Lampen gebaut. „Man sieht meinen Werken oft an, aus welcher Region der Müll stammt. Das ist eine zusätzliche Ebene“, sagt Bär.

Im Jahr 2010 startete Gerhard Bär dann das Projekt Social Plastics: Er begab sich einige Tage in verarmte Siedlungen in Mexiko-City und baute dort mit den Menschen eine Werkstatt auf, die den Müll zu etwas Brauchbarem weiterverarbeitet. „Erst sammeln wir den Müll auf der Straße ein, dann überlegen wir, zu was wir ihn weiterverarbeiten können, idealerweise etwas, was gerade gebraucht wird“, sagt Bär, der mit Social Plastics zum Beispiel schon in einer Romasiedlung in Berlin und in Armutsvierteln in Albanien und Syrien war. Viele der Werkstätten bleiben bestehen, wenn Bär wieder gegangen ist. „Am Stadtrand von Mexiko-City hat sich ein richtiger Betrieb etabliert, der Umsatz macht und Arbeitsplätze schafft“, sagt Bär. Er lacht: „Ich führe in diesen Projekten das vermeintlich Unvereinbare zusammen, Kunst und Pragmatismus.“ Und er würdigt den Müll als das, was er eigentlich schon längst ist: ein Kulturgut.



VERA GÄDE-BUTZLAFF war bis November 2014 Vorstandsvorsitzende der Berliner Stadtreinigung und war damit oberste Gewährsfrau dafür, dass der Müll aus den Haushalten und von den Straßen Berlins abgeholt und aufbereitet wird.

VOM ENDE EINER BEZIEHUNG

INTERVIEW Christian Heinrich | FOTOS Michael Mann

DER SOZIOLOGIEPROFESSOR HARALD WELZER ERKLÄRT, WAS DER MÜLL ÜBER DIE GRUNDLEGENDEN PROBLEME IN UNSERER GESELLSCHAFT OFFENLEGT UND WIE SICH DIESE NEGATIVEN ENTWICKLUNGEN WOMÖGLICH KORRIGIEREN LASSEN.

Herr Professor Welzer, was können wir am Müll über unsere Gesellschaft ablesen?

Vor allem, dass wir keine Beziehung mehr zu den Dingen haben, die wir erwerben. Das bezieht sich nicht nur auf die Verpackungen, sondern es schließt auch die Konsumgüter selbst ein. Das zeigt schon die Menge an Müll, die produziert wird. Das Verhältnis von der Produktion zu den Produkten ist im Kopf der Verbraucher völlig entkoppelt. Niemand weiß, wo sein T-Shirt herkommt oder welcher Aufwand nötig ist, um ein Smartphone herzustellen. Das liegt auch daran, dass es alles in Massen und zu Dumpingpreisen gibt, da verliert der Konsument das Gefühl für den Wert. Vor 40 Jahren musste man für einen Fernseher noch einen Monat arbeiten, heute reicht dafür gerade einmal ein Tag.

Das charakteristische Problem einer Überflussgesellschaft?

Der Begriff Überflussgesellschaft ist sogar eher noch eine Beschwichtigung, wir leben eher in einer Überkonsum- und Zerstörungsgesellschaft. Die Produkte werden mit aller Macht in die Zirkulation gepresst. Dass ein solches Forcieren überhaupt nötig ist, zeigt, dass viele Dinge nicht mehr produziert werden, weil sie wirklich gebraucht werden, sondern vor allem, um den Kreislauf des Kaufens und Wegwerfens in Gang zu halten.

Aber bei der Müllentsorgung ist das Problembewusstsein bei den Menschen in den letzten Jahren merklich größer geworden. Klar, es gibt Mülltrennung, an der sich inzwischen erfreulicherweise die meisten beteiligen, und man packt hier zu Lande auch nicht mehr bei jedem Einkauf alles in neue Plastiktüten ein. Aber von einem ausgeprägten Problembewusstsein kann man bei der großen Masse der Menschen nicht sprechen. In den letzten Jahren gab es leider auch Entwicklungen, die in die andere Richtung weisen, die Unsitte mit dem Coffee to go zum Beispiel, bei dem jedes Mal ein Pappbecher und Plastikdeckel weggeworfen wird. Rein damit in den Mülleimer und das Problem ist erledigt. Das ist das eigentliche Problem unserer Gesellschaft: Woher ein Produkt kommt, wie und wo es produziert wurde und wohin es geht – das interessiert die Menschen nicht und das wird auch systematisch unsichtbar gemacht.

Lässt sich diese Fehlentwicklung denn irgendwie wieder korrigieren?

Es muss wieder eine Relation hergestellt werden zwischen den Ausgangsstoffen, den Gütern und uns selbst. Verantwortung fängt nicht etwa bei Bio oder Öko an, sondern bei der Frage, ob man ein Produkt wirklich noch haben will, wenn man seine Geschichte kennt.

Wie lässt sich das Interesse für die Geschichte wecken?

Schauen Sie sich das Beispiel Fairphone an: Die Hersteller verwenden nur Elemente, von denen sie wissen, wo sie herkommen und wie sie gewonnen worden sind. Außerdem lässt sich das Gerät zerlegen, also reparieren. Damit ist es gleich doppelt anders als beispielsweise ein I-Phone: Ich weiß als Besitzer, dass für die Herstellung niemand geschädigt worden ist, und ich kann selbst entscheiden, wie oft ich es reparieren lasse, wie lange ich es also benutzen kann.

Aber wie entscheidend ist ein einzelnes Projekt, wenn es um die großen Probleme geht, den Klimawandel, die wachsenden Müllinseln im Ozean?

Bei der Nachhaltigkeits- und Klimaschutzbewegung ist es immer wieder fünf vor zwölf, immer geht es gleich um die ganze Welt und die ganze Menschheit und die sofortige, zu allem entschlossene Rettung des Planeten. Dieser Anspruch auf Weltrettung kann nie eingelöst werden. Weder gibt es eine Weltgemeinschaft, die sich für die Rettung der Erde zuständig fühlt, noch wird es sie auf absehbare Zeit geben. Wer in den Megacitys der Dritten Welt ums Überleben kämpft, kann an der Weltrettung nicht interessiert sein. Ihm würde schon die Rettung seines Kindes vorm Verhungern genügen. Abgesehen von alldem sind die großen Ziele wie Weltrettung auch völlig ungeeignet, Menschen zu motivieren und aktiv zu werden.

Müsste eine Gefahr von einer solchen Größenordnung die Menschen nicht gerade motivieren?

Wenn von vornherein klar ist, dass etwas nicht in der eigenen Macht steht, dann gibt es psychologisch auch kein drängendes Motiv, es überhaupt erst zu versuchen. Veränderung benötigt ein positives Ziel, das auch mit den eigenen Wünschen in Verbindung gebracht werden kann. Also etwas ganz Konkretes, Greifbares, Erreichbares.

Zum Beispiel?

Ein Bäckereibesitzer könnte sich vornehmen, keine Backwaren mehr wegzuwerfen – und anfangen, die Backwaren vom Vortag und Vorvortag billiger zu verkaufen. Andere verarbeiten Gemüse, das nicht in den Handel kommt. Es gibt Möbel-designer, die nur mit gebrauchten Sachen arbeiten. All das stellt wieder eine Relation zwischen Produkt, Produktion und Entsorgung her.

Das sind sicher lobenswerte Beispiele, aber es sind auch Einzelfälle – wie sollen sie die Einstellung einer ganzen Gesellschaft verändern?

Was sonst sollte diese Einstellungen verändern? Was hier entsteht, ist vorbildlich. Es sind Geschichten des Gelingens. Sie müssen nur auch erzählt werden.

Sie haben die Stiftung FUTURZWEI

gegründet, die sich genau darauf spezialisiert hat.

Als wir damit angefangen und uns umgesehen haben, merkte ich erst, wie viele Initiativen und Einzelpersonen es gibt, die versuchen, intelligenter, also nachhaltig zu wirtschaften. Wir versuchen, diese Beispiele in der Gesellschaft zu verbreiten, um zu zeigen, wie groß die Handlungsspielräume sind und wie leicht man so etwas nachmachen kann.

Und Sie sagen dazu: „Das ist richtig, macht auch so etwas!“?

Wir erzählen nicht mit der Überschrift „Wenn du das nicht tust, dann zerstörst du die Welt“. Wir sagen durch unsere Geschichten eher: Es ist unheimlich interessant, welche Möglichkeiten ein selbstbestimmtes, intelligentes und qualitätsvolles Leben haben kann – und wie weit man damit kommen kann. Nehmen Sie zum Beispiel den Tüftler Thomas Adamec, der in Fürth eine „Verbundstoff-Elektronikschrott-Recycling-Anlage“ gebaut hat. Sie kann aus Videospielekonsolen, Fritteusen, Heißgetränkeautomaten oder Klimaanlage wieder Aluminium, Kupfer, Kunststoff und Eisen machen.

Wie ist es möglich, dass ein Einzelner so etwas auf die Beine stellt?

Er hat 15 Jahre gebraucht. Aber es ging ihm nicht um die Mehrung des Gewinns, sondern um das Ausleben seiner Fähigkeiten. Das ist eine weitere Fehlentwicklung, die korrigiert werden muss: Nicht die Mehrung des Gewinns, sondern die Mehrung des Allgemeinwohls sollte im Vordergrund stehen. Wer den allgemeinen Nutzen vor Augen hat, der denkt auch automatisch wieder daran, was passiert, nachdem man etwas in den Abfall-eimer geworfen hat.



Harald Welzer ist Professor für Transformationsdesign an der Universität Flensburg und Direktor der gemeinnützigen Stiftung FUTURZWEI. Er hat zahlreiche Bestseller verfasst, vor wenigen Tagen erschien sein neuestes Buch „Transformationsdesign: Wege in eine zukunftsfähige Moderne“.

LOB

DES

DILETTANTISMUS

Ein Jahr lang hat die Autorin Greta Taubert nichts eingekauft und versucht, so viel wie möglich selbst herzustellen. Was dabei herauskommt, wenn man die Dinge wieder selbst in die zwei linken Hände nimmt.

TEXT Greta Taubert | FOTO Christoph Busse



Ich trage einen Deckel auf dem Herzen. Nicht im übertragenen Sinne, sondern tatsächlich: Seit einiger Zeit baumelt ein alter goldener Aluminiumdeckel um meinen Hals. Früher hat er ein Glas Apfelmus verschlossen, heute begleitet er mich überall hin. „Ist das eine Medaille?“, fragte mich einmal ein Sportler und nahm das Ding prüfend in die Hände. „Ist das ein Instrument?“, fragte ein Kind und drückte auf die Deckelmitte, bis es plopte. „Ist das eine Schnupftabakdose?“, fragte mich ein Raucher. Und ich schüttelte immer den Kopf und antwortete: Nein, das ist einfach nur ein Deckel.

Als ich das Teil aus dem Abfall fischte, zwei Löcher durchdrückte und eine Kette durchfummelte, hatte ich gerade meinen Konsumstreik begonnen. Im vergangenen Jahr wollte ich versuchen, nichts mehr zu kaufen: keine Klamotten, keine Möbel, kein Geschirr, keine Technik, keinen Schmuck. All das schöne Zeug eben, das die Konsumindustrie so verführerisch in die Regale legt und – zumindest bei mir – zuverlässig den Impuls des Haben-Wollens triggerte. Theoretisch war es mir schon lange klar. Die Postwachstums-Mahner und Schrumpfkökonomen mit ihren Studien und Zukunftsprognosen hatten ja irgendwie Recht: Wir können nicht immer mehr

Schätze und Erträge aus den erschöpften Böden unserer Welt herausholen. Irgendwann würde Schluss sein, auch wenn das jetzt noch weit weg erscheint. Aber was hatte das mit mir zu tun? Hatte ich denn überhaupt eine Wahl? Konnte man sich als Einzelner überhaupt aus den Konsumstrukturen herauslösen? Es kam auf einen Versuch an.

Ein Jahr lang nahm ich mir Zeit, um zu lernen, wie ein Leben im Weniger funktioniert. Ich lebte auf einem autarken Hof, in einer Bauwagen-Kommune, im Wald. Schloss mich Gärtnern, Jägern und Sammlern an, lernte Holz hacken, von nur drei Litern Wasser am Tag zu leben – und mir Sachen ohne Geld zu beschaffen. Dabei wollte ich nicht nur tauschen, teilen und geschenkt bekommen, sondern auch Sachen selbst herstellen. Und sei es nur ein Deckel, der ein bisschen Glanz in den Verzicht bringen sollte. Do it yourself! – das war doch gerade groß im Kommen. Allerdings gab es da ein nicht zu unterschätzendes Problem: Ich kann nichts. Probleme kann ich vielleicht mit dem geisteswissenschaftlich studierten Kopf, nicht aber mit meinen zwei linken Händen lösen.

„Ich trage einen Deckel auf dem Herzen.“

Ich habe keinerlei handwerkliches Vermögen, kein technisches Verständnis und natürlich auch kein Werkzeug.

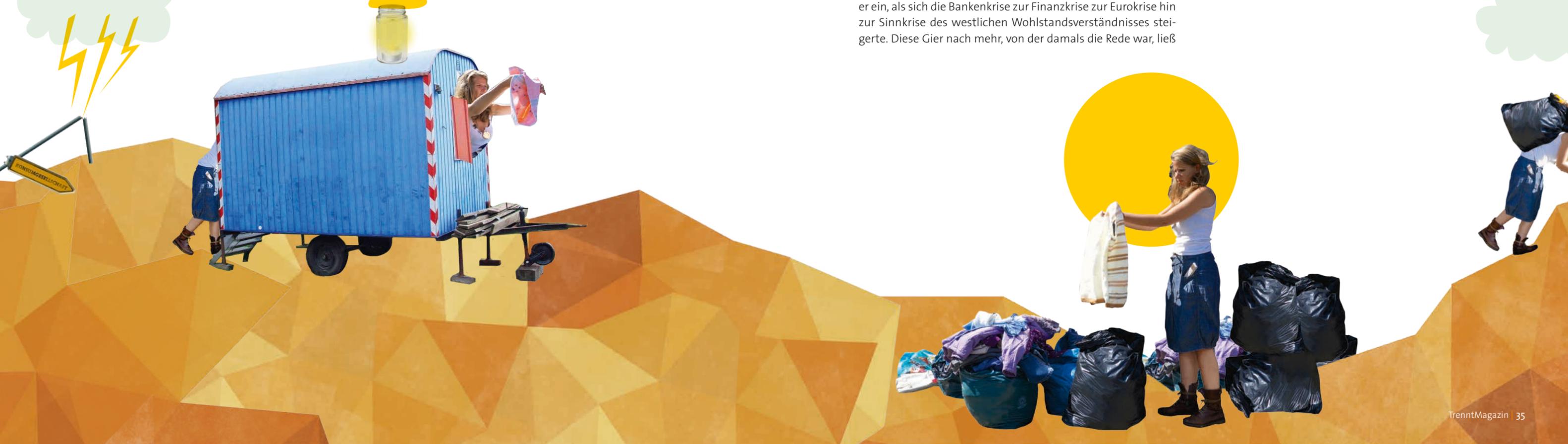
Da saß ich nun in meiner Altbauwohnung inmitten einer deutschen Großstadt. Ohne Talent und Erfahrung. Warum hatte ich mir nicht von meiner Mutter zeigen lassen, wie man Kleidung umschneidert? Warum hatte mir mein Vater nicht gezeigt, wie man Möbel baut? Sie konnten das doch. Als Ostdeutsche waren sie in der Mangelwirtschaft der DDR dazu gezwungen, mit dem wenigen Verfügbaren umzugehen. „Aus Scheiße Gold machen“, so erzählte man mir, das zumindest konnte der gelernte Ossi. Für mich waren das aber nur Legenden. In den 1980er-Jahren geboren, kriegte ich davon nichts mehr mit. Als ich eingeschult wurde, flogen die bis zum Zerfall geflickten Jeans aus dem Schrank, damit Platz war für die Schnäppchen aus dem Otto-Katalog. Holländische Antiquitätenhändler räumten unseren Dachboden und die Wohnung von alten Erbstücken frei, damit wir endlich Polstergarnituren aus den gigantischen Möbelhäusern am Stadtrand ranschleppen konnten. Nach Dekaden des erzwungenen Verzichts wollten wir damals alle nur das eine: haben, haben, haben. So bin ich aufgewachsen – wie ein Indianerkind, das sich von den Männern aus dem Westen die Bude voller Glasperlen hat schütten lassen.

25 Jahre später sitze ich zwischen all dem Schund und bemerke, dass er die Sucht nach Neuem nicht stillen konnte. Im Gegenteil: Wie bei einer billigen Droge garantierte er zwar ein paar geile Trips, aber der große Kater war vorprogrammiert. Bei mir setzte er ein, als sich die Bankenkrise zur Finanzkrise zur Eurokrise hin zur Sinnkrise des westlichen Wohlstandsverständnisses steigerte. Diese Gier nach mehr, von der damals die Rede war, ließ

sich nicht nur auf Banker und Broker reduzieren. Sie war überall. Ein Stück weit auch in mir. Und so beschloss ich aufzuhören, auszusteigen, kalten Entzug zu machen.

Alles, was entsteht, ist wert, dass es wieder aufersteht.

Bei dem Versuch, mich im Weniger einzurichten, lernte ich viel. Nicht nur über Handwerkstechniken. Zuerst stellte sich die Frage, woher ich überhaupt die Ausgangsmaterialien bekommen konnte, wenn ich sie nicht kaufte. Mülltaucher zeigten mir, die Reste der Wegwerfgesellschaft zu bergen. Ich verbrachte endlose Stunden in Umsonstläden, auf Verschenkmärkten, im Netz. Alles, was woanders überflüssig geworden war, wurde für mich zum möglichen Rohstoff. Die Konservengläser, die ich früher einfach in einen Beutel steckte und zur Glastonne brachte, wurden jetzt wichtig: Die Gläser taugten als Teelichter, Blumenvasen oder Baumaterial, ihr Deckel wurde zum Körperschmuck. Das hat meinen Blick auf die Welt der Dinge grundlegend verändert und wirkt bis heute nach: Die Trennlinie zwischen Trash und Treasure ist verschwommen. Mein Zeug und das von anderen Menschen betrachte ich heute als wertvoll. Die Zeiten, in denen ich etwas einkaufte, benutze und es dann einfach entsorge, sind vorbei. Müll existiert im Grunde nicht mehr – außer vielleicht bei benutzten Tampons oder abgebrannten Streichhölzern und solcherlei Dingen. Für den Rest gilt: Alles, was entsteht, ist wert, dass es wieder aufersteht.



Diese neue Lust an der Reinkarnation der Dinge brachte mich in Kontakt mit einer ständig wachsenden Szene von Designern, Bastlern und Künstlern, die sich dem so genannten Upcycling verschrieben hat. Im Netz postet sie Baupläne und Bastelanleitungen in unendlicher Vielfalt, wie sich aus Altem etwas Neues machen lässt. Die Crowd antwortet mit Bildern, Verbesserungsvorschlägen und Ergänzungen. Man ist im ständigen Austausch und lernt voneinander. Ich baute während des Selbstversuchjahres aus Pappkartons Hocker, aus Paletten Möbel, aus Altpapier Lampen. Was ich als Kind versäumt hatte, mir von meinen Eltern erklären zu lassen, hole ich mir jetzt aus dem Netz. Zugegeben: Was bislang dabei herauskam, sieht ziemlich dilettantisch aus. Aber ich lerne weiter, scheitere, setze neu an, werde ganz allmählich besser. Beim Do-it-yourself geht es für mich mittlerweile auch nicht nur darum, die eigenen Hände zu benutzen, sondern zuerst den eigenen Kopf. Selbst zu definieren, was Design, Mode oder eben Schmuck sein kann, statt es sich von der Konsumgüterindustrie vorsetzen zu lassen, kann schon der erste Schritt in Richtung einer Emanzipation von der Konsumindustrie sein. Wenn ich einen Aludeckel ernsthaft als ästhetisch wertvoll empfinde, dann bin ich frei: frei vom käuflichen Statusdenken, frei von Konsumabhängigkeit, frei vom fremdgesteuerten Haben-Wollen. Ein Stück Metall wird doch nicht deswegen zu Schmuck, weil mir ein Schmuckhersteller das sagt. Sondern weil ich es als solches erkenne. Der Deckel um meinen Hals erinnert mich daran, dass ich es bin, die ent-

scheidet, was wertvoll ist – und nicht das Markenlogo oder das Preisschild am Produkt. Sein Ploppen ist mein neuer Schlachtruf: Reclaim the goods! Vielleicht trage ich ihn deswegen bis heute ständig bei mir, um das bloß nie wieder zu vergessen und nicht in die alte Ex-und-hopp-Wegwerfmentalität zurückzufallen.

Mit jedem Teil, das ich mir selbst anfertigte, rückte ich näher an die Dinge heran. Um an Material zu kommen, musste ich mich in Mülleimer fallen lassen, mit den Händen die Qualität prüfen, auf fremde Menschen zugehen und um Hilfe bitten, meine Nachbarn um ihr Werkzeug anhauen, herumprobieren, scheitern, neu ansetzen. Das war nicht immer nur Lustiglustigrallalala wie beim Konservendeckel, den ich ja nur abschrauben und zwei Löcher reindrücken musste. Meistens bedeutete das Stress.

Ohne Geld war ich gezwungen, mich mit den Dingen auseinanderzusetzen und zu überprüfen, ob und wie viel ich davon wirklich brauche.

„Das kalte harte Cash entfernt uns von den Dingen und den traurigen zerstörerischen Umständen ihrer Produktion“, schreibt der britische „Moneyless Man“ Mark Boyle in seinem Manifesto. Und je weiter wir von den Produktionsketten entfernt seien, umso eher neigten wir zur Verschwendung. Nach einem Jahr habe ich das begriffen, bin heute aber trotzdem froh, keine Moneyless Woman mehr sein zu müssen. Es gibt Dinge, die lassen sich nicht wiederverwerten oder teilen – zum Beispiel Kleber, ein Grundmaterial des DIY. Den kann man sich erschnorren oder klauen, aber das kann ja wohl nicht die Lösung sein.

Ich leihe und verleihe zwar immer noch Werkzeug und durchforste gern die Reste unserer Gesellschaft – aber damit ich sie in etwas Neues, Schöneres verwandeln kann, muss ich manchmal eben etwas dazukaufen. Das bedeutet: Ich muss wieder rein. Nach einem Jahr der Verweigerung mache ich gerade wieder meine ersten Ausflüge in Kaufhäuser und Läden, was sich merkwürdig fremd anfühlt. Ich bin von der Flut der Möglichkeiten überfordert und vom Werbegelaber aus den Lautsprechern genervt. Im gleichmäßig schrecklichen Neonlicht stehe ich dann wieder da wie der Ossi-Indianer, fasziniert und fassungslos. Aber diesmal ist es nicht so einfach, Cowboys. Diesmal habe ich einen Deckel auf dem Herz.

Aber es waren nicht nur Dinge, an die ich näher heranrückte, sondern auch Menschen. Gerade weil ich als blutiger Anfänger und grober Dilettant startete, war ich auf die Hilfe anderer angewiesen. Ich entdeckte offene Werkstätten, Repair-Cafés, Bastelworkshops, urbane Gärten und Fabrikationslabore mit 3D-Druckern und Fräsen, in denen konsummüde Großstädter zusammenkommen und sich gegenseitig dabei helfen, wieder fähig zu sein. In diesen kleinen Laboren des Selbermachens werden nicht die Sargnägel des Kapitalismus produziert. Um ehrlich zu sein, wird da ziemlich viel rumgesessen, Tee getrunken, eine Idee diskutiert, eine Idee verworfen, ein bisschen rumgefummelt,

gelacht und sich dann wieder herzlich verabschiedet. Die Labore sind nicht effizient. Sie sind nicht konkurrenzfähig. Aber sie zeigen, dass ein Leben – zumindest teilweise – außerhalb von Konsumstrukturen nicht unbedingt ein Weniger, sondern auch ein Mehr bedeutet. Mehr Unabhängigkeit, mehr Verbundenheit, mehr Gemeinschaft.

Wenn heute jemand auf meine Kette zeigt und sagt: „Ach, das ist ja nur ein Deckel!“, dann schüttele ich den Kopf. Das war er mal. Für mich ist er jetzt so viel mehr. Plopp.



Im Buch „Apokalypse jetzt! Wie ich mich auf eine neue Gesellschaft vorbereite“ beschreibt Greta Taubert ihre Erfahrungen als Konsumverweigerin.



FOTOS Greta Taubert | COLLAGE Tidien Camara



TEXT Max Gehry | FOTOS Stephan Pramme

ERICHS GLASPALAST

Nur wenige Sortieranlagen in Deutschland klamüsern Altglas so genau auseinander wie die von Erich Bast. Scherben sind sein Leben.



Und dann gibt es den Moment, in dem er dann doch ein bisschen ärgerlich wird. Anderthalb Stunden ist Erich Bast nun die langen Sortierbänder abgeschritten, hat an jedem Scherbenhaufen Halt gemacht und so einfach wie bei der Sendung mit der Maus erklärt, wie er mit seinen gut drei Dutzend Mitarbeitern hier tagtäglich Altglas sortiert. Und am Ende kommt sie doch wieder, die Frage, warum man sein leeres Gurkenglas zuhause brav in die Tonne für Weißglas und eine Weinflasche in die Buntglastonnen werfen soll, wenn beim Abholen alles in einem Laster zusammengekippt wird. Dabei ist die Antwort so einfach.

Erich Bast, 54, ist Chef der Altglasaufbereitungsanlage in Bennstedt bei Halle. Von den knapp 70.000 Tonnen Altglas, die jährlich in Berlin eingesammelt werden, landet ein Großteil bei ihm. Hinzu kommt der Inhalt von Glascontainern in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. „Damit die Glashütten daraus neues Glas machen können, müssen die Scherben nach Farben sortiert werden“, erklärt Bast, ein Mann in Jeans und Polo-Hemd unterm blauen Arbeitskittel. „Und natürlich“, sagt Bast, „müssen wir hier alles rausholen, was nicht aus Glas ist.“

Dafür legen die Bruchstücke von Steglitzer Saftflaschen, Pankower Parfümflakons oder Marmeladengläsern aus Mitte hier im Salzatal einen langen Weg zurück. Vom Platz vor der Sortierhalle, wo Laster ihre Fuhren getrennt nach Glasfarbe in riesige Buchten kippen, schaufelt ein Radlader-Fahrer Portionen auf ein Förderband. Anschließend wird der Strom in der Halle immer wieder durch Siebe gerüttelt und rauscht unter Sensoren, Kameras und Magneten durch, bis Kronkorken, Folienfetzen, Papierreste oder Keramikscherben herausgefiltert sind.

„Wenn ich zuhause eine neue Wasserflasche aus dem Kasten ziehe, dann bin ich echt stolz auf unsere Arbeit.“

„Fertig für den Schmelzofen“, sagt Bast und zeigt auf die Haufen aus weißen, grünen oder bräunlichen Scherben, die wieder auf Lkw verfrachtet werden. 100.000 Tonnen Recyclingglas rollen von hier aus pro Jahr in die Glashütten.

Als Jahrgang 1960 gehört Bast zu denjenigen, deren Arbeitsleben sich in eine Zeit vor und eine Zeit nach der Wende teilt. Während für viele ihr erstes Leben mit der Wende zu Ende ging, scheinen bei Bast lediglich ein paar Wörter andere geworden zu sein. So war er vor der Wende als technischer Leiter beim Kooperationsverband Halle-Saale-Obst für Apfel-Sortieranlagen zuständig. Heute steht Rhenus Recycling Ost GmbH & Co. KG und Geschäftsführer auf seiner Visitenkarte. Sortieren aber war Basts Arbeit und ist es geblieben.

Glasrecycling ist ein Paradebeispiel der modernen Kreislaufwirtschaft. Denn Glas lässt sich beliebig oft einschmelzen und neu gießen, ohne Qualitätsverluste. Im Gegensatz zu früher setzen die Hütten statt Quarzsand heute Altglasscherben als Hauptbestandteil ein. Bei der Herstellung von Grünglas beispielsweise liegt der Scherbenanteil bei bis zu 90 Prozent. Weil die Scherben schneller schmelzen als die klassische Mineralienmischung, muss weniger verfeuert werden, um das Gemenge auf mehr als 1.000 Grad zu erhitzen. Das spart Energie und Rohstoffe.

Obwohl wir Deutschen so etwas wie Europameister im Gläser-Sortieren sind, gibt es immer wieder Verschwörungstheorien: Das bringe ja doch nichts. Beim Abholen werde ohnehin alles in einem Laster zusammengekippt.



WAS UNS GLÜCKLICH MACHT ...

♥ Rock 'n' Rain

Wenn sich die Saison der Musikfestivals dem Ende entgegenneigt, bleibt davon nur eine schöne Erinnerung – und hunderte Zelte auf dem Festivalgelände. Die britische Designerin Joanna Karolini sammelt diese für ihr Projekt „Belfast Rain“ und schneidert daraus kunterbunte Röcke. Die Entwürfe sind so einzigartig wie jeder Tropfen des nordirischen Regens. Und schützen davor sogar bestens.
www.therainskirt.com

FOTO: Tomasz Cegielka



♥ Fair Amen

Dieser kleine Engel aus Zeitungspapier betet für eine gerechte Welt, in der niemand verarmen muss. Dass er von einem der Pioniere der Fairhandelsbewegung von Vietnam hierher importiert wird, ist dafür schon mal ein guter Anfang.
www.el-puente.de

♥ Ein Bild von einem Baum

Dass wir darauf nicht eher gekommen sind: Statt sich jedes Jahr an Weihnachten mit einem sperrigen Nadelgehölz abzuschleppen, kann man auch einfach einen Tannenbaum aus recyceltem Karton aufbauen. Der nadelt nicht – brennt aber genauso leicht ab.
www.avocadostore.de



♥ Kurbelwelle FM

In der Medienwissenschaft gilt das Radio als Nebenmedium. Es läuft einfach unbewusst nebenher. Diese Variante aus Bambus und Bio-Plastik verlangt allerdings regelmäßig nach Aufmerksamkeit, denn es wird mit einer Handkurbel betrieben. Zwei Minuten Kurbeln sorgt für 30 Minuten Empfang.
www.lilligreenshop.de



♥ Ganz schön zerlegt

In einer Zeit, in der ständig neue technische Geräte entwickelt, gekauft und wieder weggeworfen werden, guckt der Fotograf Todd McLellan genauer hin: Er zerlegt unsere alltägliche Gebrauchstechnik bis zur kleinsten Schraube und arrangiert die Teile neu. Eine spannende Reise nach innen.
h. f. ullmann publishing, 24,90 Euro



♥ Segel für das Rad

Die Holländer gelten hier zu Lande in vielen Dingen als fortschrittlich. Jetzt hat die niederländische Fahrradtaschen-Manufaktur Basil erste Taschen aus recyceltem Segeltuch ins Sortiment aufgenommen. Keine schlechte Idee – in einem Land, das bald mehr Wasser als Radwege besitzt –, jederzeit die Segel setzen zu können.
www.basil.nl



♥ Gutes Gewissenskissen

Mit den Sofakissen der Berliner Raumausstatterin und Designerin Anika Schütz kann man vom ständigen Ressourcen-Verbrauchen gut entspannen. Sie arbeitet aussortierte Textilien auf und verwandelt sie in originelle Ruhekissen.
www.ani-textildesign.de



♥ Lutze, die Lichtgestalt

Leuchten-Lutze ist sich nicht so ganz sicher, was er ist: „Beleuchter, Upcycler, Lampomane, Lichtmagier?“, fragt er sich selbst auf seiner Internetseite. Bei seinen selbst gebauten Lampen geht es einem ähnlich: Notenständer, Kaffeemaschine, Kartoffelreibe. Der Mann kann aus wirklich allem eine Lampe bauen. Und er verrät auch, warum: Er habe den „Lichtblick“. www.leuchtenlutze.de



© Stamiten Photodesign

♥ Weißes Gold

Als der Alchemist Johann Friedrich Böttger versucht hat, Gold herzustellen, entdeckte er das Porzellan. Und wenn die Designerin Anne Carls kostbares altes Porzellan auf Flohmärkten sammelt, entdeckt sie darin wiederum wahre Schätze. Übrigens gilt nicht nur Porzellan als „weißes Gold“ – auch Zucker, Salz, Spargel und sogar slowakischer Schafskäse werden so geadelt. Kann man alles toll auf die Etagere von „Via Stella“ ablegen. www.viastella.de

♥ Verdauungsstörung

„Nur wir Menschen machen Müll, den die Natur nicht verdauen kann“, sagt ein Ozeanologe in dem Film „Weggeworfen“. Was diese Unmengen an unverdaulichem Müll für uns und unsere Erde bedeuten, zeigt der amerikanische Oscar-Preisträger Jeremy Irons in seinem Film mit eindrücklichen Bildern. Tiberius Film, 16,99 Euro



♥ Ta-Tüte-tata

Die Sammeltasche ist da. Der Freund und Helfer für das Einsacken von Glasflaschen, Papier und Elektrogeräten hilft beim Recycling und zeigt auch gleich, wozu das gut ist: Die Tasche selbst besteht natürlich auch aus recycelbarem Material. www.BSR.de/shop

♥ Verspult verspielt

Das polnische Designtrio Nanowo verwandelt abgerollte Industrierispen in Sitzhocker. Beim Foto-shooting spielten zwei süße Mädchen damit wild herum: Sie schlepften, rollten, stapelten sie, zogen Schnürsenkel durch die Stäbe und versteckten Bälle in der Mitte. „Die besten Spielzeuge sind die einfachen“, sagen die Designerinnen. Die besten Ideen auch. www.nanowo.eu



FOTO Manuel Krug (2012)

Wir machen uns die Welt, wie sie uns gefällt.

Die Art und Weise, wie heutzutage Lebensmittel produziert werden, ist Teil eines Systems, das uns, das Wasser und die Tiere krankmacht. Mein Mann und ich haben lange in der Großstadt gelebt – doch der Leidensdruck wurde immer größer. Unsere Landflucht sehen wir dabei nicht als Ausstieg, sondern Eintritt in eine wesensgerechte Lebensmittelproduktion, die ökonomisch, ökologisch und ethisch vertretbar ist. Mit unserem Modelldorf Hirschfelde treten wir diesen Versuch an. Wir fühlen uns als Teil eines großen Kreislaufs und möchten im Einklang mit der Natur leben – sie nicht zumüllen. Auch darum gibt es die Frischwaren in unserem Hofladen fast ausschließlich in wiederverwendbaren Weckgläsern.

Max und Sonja Moor, Landbau Demeter, Wasserbüffel- und Rinderzucht Hirschfelde

ES IST GENUG

TEXT Carmen Vallero



30.000 Plastiktüten gehen pro Stunde in Berlin über die Ladentheke. Wie lang wäre das, wenn man sie alle aneinanderknotet? Ein Weltrekordversuch auf dem Umweltfest – Berlin tüt was!

FOTO Sophie Bengelsdorf



Ob das Wetter hält? Genügend Helfer da sind? Etwas Unruhe entsteht, als sich dunkle Wolken über das Flugfeld schieben. Doch pünktlich um vier stehen über 1.000 Berlinerinnen und Berliner in der Sonne und ziehen die Tütenschlange aus den aufgereihten Tonnen. Es ist eine logistische Herausforderung, so viele Menschen zum gleichzeitigen Hochhalten der Kette zu bewegen. Dann klingt von Reihe zu Reihe ein BEREIT, alle Hände gehen in die Höhe, neun Kilometer Tüten flattern im Wind.

Die aus England angereiste Vertreterin von Guinness World Records schreitet mit strenger Miene am ehemaligen Rollfeld entlang. Geschafft! Auf der Bühne bestätigt sie offiziell den neuen Rekord, Organisatoren, Helfer und Besucher jubeln. Damit hat Berlin den am Timmendorfer Strand aufgestellten Rekord von 4,3 Kilometern Tütenkette weit überholt. Eine solche

Leistung schafft viel Aufmerksamkeit. Genau darum geht es der Stiftung Naturschutz Berlin mit ihren Partnern Deutsche Umwelthilfe und Berliner Stadtreinigung (BSR). Sie hatten unter dem Motto „Berlin tüt was!“ zu der Aktion aufgerufen. Damit möchten sie ein Zeichen setzen gegen den enormen Verbrauch von Plastiktüten. Im Vorfeld wurden dazu Sammelstellen eingerichtet, hier konnten Tüten gegen Recyclingtaschen getauscht werden. Auch Schulklassen sammelten eifrig. Aus trockenen Zahlen wurde hier eine spürbare Erfahrung: 30.000 Tüten, die in Berlin stündlich herausgegeben werden, sind erschreckend viele. „Es hat echt viel Spaß gemacht, aber als ich so viel Plastik auf einmal gesehen habe, wurde mir wirklich klar, wie viel wir täglich vergeuden. Ab heute werde ich noch mehr darauf achten, keine Tüten mehr zu nutzen. Alternativen gibt es schließlich genug“, erzählt eine Helferin.



Es braut sich was zusammen.
Nicht nur jede Menge Wolken,
sondern auch Menschen ziehen
zum Tempelhofer Feld.

FOTO rechts André Wagenzik | FOTO links Kai La Quatra



Aus den orangefarbenen Mülltonnen windet sich eine Schlange aus zusammengeknöteten Plastiktüten. Dann ertönt das Signal: Hoch mit dem Kunststoff-Vieh!

FOTO rechts Kai La Quatra | FOTOS links Sophie Engelhardt, André Wagner



Jeder der 1.000 Berliner entwickelt seine eigene Tragetechnik. Tüten auf dem Kopf sind sonst ja eher keine so gute Idee. Hier bekommt man dafür aber grünes Licht. Äh, ein grünes Brett.



FOTO rechts Jochen Kirch / FOTO links André Wagenzell



Im Wind flattern die Tüten wie Wimpel. Auch wenn Plastiktüten eine hässliche Umweltbilanz haben – schön sehen sie ja schon aus.

FOTO Jochen Kirch



FOTO links: Clemens Wronski | FOTO rechts: André Wagenzik

Insgesamt neun Kilometer lang ist die Menschenglange. Beim bisherigen Weltrekord mit einer Plastiktütenkette am Timmendorfer Strand waren es nur 4,3 Kilometer.



Die Rekordrichterin Eva Norray von der Organisation Guinness World Records bestätigt: Der Weltrekord der längsten Plastiktütenschlange der Welt ist geglückt. Und „officially amazing“.

TRENNT förderung

Alle hier zu sehenden Förderprojekte waren auf dem Umweltfest mit einem Stand oder mit einer Aktion vertreten.



Papierwende

Das Netzwerk Papierwende zeigt, wie viel Holz für die Herstellung von Papier gebraucht wird. Für Recyclingpapier dagegen müssen keine Bäume gefällt werden.

www.papierwende-berlin.de



Tüte? Nein danke!

Die Kampagne *Plastik Posete Hayir* der Türkischen Gemeinde zu Berlin hat sich zum Ziel gesetzt, den Verbrauch der Tüten zu reduzieren. Ehrenamtlich organisieren Mitglieder Aktionstage in türkischen Supermärkten und weisen auf die Folgen der Plastikflut hin.

Vorstandsmitglied Yüksel Aslan: „Wir sprechen mit den Kunden in den Märkten und bieten ihnen statt der Tüten eine Stofftragetasche oder ein Einkaufsnetz an. Die können wir kostenlos ausgeben, denn bei der Produktion hat uns die Stiftung Naturschutz finanziell unterstützt. Als wir mit den Marktleitern sprachen, waren die Reaktionen erst mal zögerlich. Doch nach den ersten sieben Geschäften schien der Bann gebrochen, inzwischen konnten rund 40 Märkte zum Mitmachen bewegt werden. Und wir haben festgestellt, dass es bei den Kunden durchaus ein hohes Bewusstsein für den Umweltschutz gibt, das ist eine tolle Erfahrung!“

www.tgb-berlin.de



Die Ratten kommen

Freundlich weisen die Ratten auf all das hin, was am Ende des Tages nicht liegen bleiben soll. Dann packen sie ihren Müll wieder zusammen und verschwinden – um an anderen Plätzen erneut aufzutauchen.

www.berlin-die-ratten-kommen.de



Pindactica

Mit allem, was unsere Abfalleimer so hergeben, bastelt und experimentiert Pindactica und entwickelt daraus Entdeckerhefte zu verschiedenen Orten und Themen für Kinder.

www.pindactica.de



BUND-Abfallberatung

Was gehört in welche Tonne? Die Abfallberater des BUND Berlin helfen beim Sortieren. Auf Wunsch auch bei Ihnen zuhause.

www.berliner-abfallcheck.de



Kommt nicht in die Tüte

Die Deutsche Umwelthilfe (DUH) erarbeitet mit der Kampagne „Einwegplastik – kommt nicht in die Tüte!“ Lösungen zur Reduktion von Plastiktüten.

www.kommtnichtindietuete.de



FOTO rechts: Sophie Berge Isidor | FOTOs links: André Wagenzik, Pindactica

Gefördert durch



Stiftung
naturschutz
berlin
aus Mitteln der
Trenntstadt Berlin



Solche Projekte sind uns 2 Millionen Euro wert:

Wo immer spannende Ideen oder interessante Projekte den Gedanken der Abfalltrennung oder Müllvermeidung fördern wollen, kann die Stiftung Naturschutz Berlin mit den Mitteln des Förderfonds Trenntstadt Berlin helfen. In den Jahren 2013 bis 2015 stehen dafür 2 Millionen Euro zur Verfügung. Ob Sie sich für Abfallvermeidung, Wiederverwertung oder für die Umweltbildung einsetzen möchten, ob als Verein, Verband, Firma, Initiative oder Privatperson: Der Förderfonds Trenntstadt Berlin nimmt Ihren Förderantrag entgegen. **Weitere Informationen unter** www.stiftung-naturschutz.de/wir-foerdern/foerderfonds-trenntstadt

Die große WELT des MÜLLS

San Francisco
hat 2007 als erste amerikanische Stadt alle Plastiktüten verboten ++ will Vorbild für andere Städte und Bundesstaaten sein ++ Freiwillige Reduzierung war zuvor gescheitert

Los Angeles
Plastiktütenverbot seit 2012 ++ Alternativ Papiertasche zu 7 Cent ++ Verbot in ganz Kalifornien scheiterte 2010 ++ Weitere Städte und Kommunen folgten trotzdem

Mexiko-Stadt
Kostenlose Tüten-Abgabe seit 2010 verboten ++ Strafe bis zu 90.000 Euro oder 36 Stunden Gefängnis

Irland
44 Cent Steuer auf Plastiktüten seit 2002 ++ Verbrauch sank um 98 Prozent ++ Vorreiter unter den Europäern

Mauretanien
Herstellung, Vertrieb und Nutzung von Plastiktüten seit 2013 verboten ++ Strafe bis zu einem Jahr Gefängnis oder 2.500 Euro

Botswana
Verbot dünnhäutiger Plastiktüten seit 2006

Italien
Verbot von Plastiktüten seit 2011 ++ Biologisch abbaubare und mehrfach verwendbare Tüten zulässig

Südafrika
Kostenlose Tüten-Abgabe seit 2003 verboten ++ Geld- oder Gefängnisstrafe

Kenia und Uganda
Seit 2006 sind dünnhäutige Tüten verboten ++ Steuer auf alle anderen Plastiktüten

Ruanda und Tansania
Seit 2006 sind Plastiktüten verboten ++ Hauptstadt Kigali laut UN sauberste Stadt Afrikas ++ Einmal monatlich wird dort gemeinsam aufgeräumt ++ Auf der tansanischen Insel Sansibar drohen Umweltsündern bis zu sechs Monate Haft oder eine Geldstrafe von 1.560 Euro

China
Kostenlose Tüten-Abgabe seit 2008 verboten ++ Sehr dünne Tüten vollständig verboten ++ Verbrauch innerhalb eines Jahres um 40 Milliarden Tüten reduziert ++ Strafe bis zu 1.250 Euro

Neu-Delhi
Seit 2012 Verbot von Plastiktüten aller Art, auch Müllsäcken ++ Sehr dünne Tüten bereits seit 2009 verboten ++ Strafe bis zu 1.500 Euro oder bis zu fünf Jahre Gefängnis

Bangladesch
führt 2002 als erstes Land der Welt ein Plastiktütenverbot ein ++ Vorher: verstopfte Abwasserkanäle und verheerende Überschwemmungen ++ Jutetaschenproduktion angekurbelt

Papua-Neuguinea
Plastiktüten seit 2003 verboten ++ Vorbeugung gegen zunehmende Vermüllung

DER ANFANG VOM ENDE DER PLASTIKTÜTE

Eine Billion Plastiktüten werden jährlich weltweit verbraucht – rund 200 Tüten von jedem EU-Bürger. Zu viel, findet die EU und will sie verbieten. Plastik braucht üblicherweise mehrere hundert Jahre, bis es vollkommen verrottet ist; ein Busticket aus Papier beispielsweise wenige Wochen. Welche Länder wie den Plastiktüten den Kampf angesagt haben, zeigt die Karte.

COLLAGE: Julia Fernández

HERR GRAEBEL SIEHT NACH ARBEIT AUS

TEXT Christoph Graebel | FOTO Stephan Pramme

Unser Autor probiert Upcycling-Mode am eigenen Leib aus. Bei Daniel Kroh findet er, was er schon lange gesucht hat: eine Arbeitsuniform.



Berlin am Tag der Rücktrittsverkündung des Regierenden Bürgermeisters: Gotisch wirken die Backsteinsäulen des ehemaligen Umspannwerkes in der Osloer Straße. Als hätte sich der Architekt zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine neue Funktion für die Mittelalterformensprache ausgedacht. Wo Gotik zu Industrieform geriet, wo Transformatoren den einen Strom in den anderen wandelten, dort erdenkt Daniel Kroh heute neue Funktionen für ehemalige Arbeitskleidung, da transformiert er derbe Hosen zum Flanieroutfit.

Kroh ist mit seinem Atelier eben erst hierhergezogen. Weiß sind die Räume, schneeweiß. Sein Label ReCLOTHING muss eines der bekannteren sein in der Upcycling-Szene:

Kroh kann – und dazu gratuliere ich ihm sehr herzlich – von seiner Arbeit leben und braucht keinen zusätzlichen Job.

Rund zwei Tonnen Arbeitskleidung hat Kroh in seiner Atelierhälfte in ein großes weißes Regal gestapelt. Eine Tonne davon verbraucht er in zwei Monaten. Da hat sich etwas herumgesprochen unter den Kreativen der Hauptstadt, den Architekten, Kulturschaffenden, Künstlern und solchen, die gerne mit solchen verwechselt werden würden: Dass man bei Daniel Kroh gute Kleidung mit Unikatfärbungen, -waschungen und -abrieb bekommt: also Dreiteiler, Sakkos und Anzüge mit dem gewünschten Mehr an Geschichten, an Individualität, an Augenzwinkern gegenüber einer Kleiderordnung. Deren Formalia widersprechen Krohs Kollektionen überraschenderweise nicht.

„Die meisten meiner Kunden kommen auf Maß“, sagt Kroh. Dass er einst eine Ausbildung zum Herrensneider am Thalia-Theater in Hamburg absolvierte, kommt ihm und den Kunden hier wohl zugute. Sie wählen aus Krohs Kollektionen einzelne Modelle, die dann auf Maß angefertigt werden.

Die Idee, seine Mode ausschließlich aus gebrauchter Arbeitskleidung herzustellen, verdankt er seinem Modestudium an der damaligen FHTW Berlin, das er 2006 abschloss. Nachdem er den „Mensa-Frauen“ der Hochschule neue Arbeitskleider geschneidert hatte, fuhr er mit den entstandenen Entwürfen die Arbeitskleidungshersteller der Bundesrepublik ab. Um sich vorzustellen, um einen Job zu kriegen. Natürlich hatte er Erfolg, denn dass sich ein Modedesignstudent damit beschäftigt, Kochschürzen neu zu denken, kommt eben leider nicht jeden Tag vor. Kroh wurde vom Praktikanten zum Trainee und stieß irgendwann auf einen Container voller Arbeitshosen. Die grauen Hosen der Schreiner, die orangefarbenen der Gleisarbeiter, die weißen der Maler und Lackierer. Alle wurden vermietet,

wöchentlich gereinigt und nach 30 Wäschen aussortiert. Natürlich hätten die Stoffe noch viel länger durchgehalten, aber Arbeitskleidung, der man ansieht, dass mit ihr gearbeitet wurde, wird nicht mehr gern gesehen. Irgendwie dumm, aber gut für Kroh und seine Kunden.

Früher dachte ich ja, dass das Einzige, was die Herrenmode noch braucht, ein zuhause waschbarer Anzug sei. Jetzt ist er da.

Mich, den Autor, reizt Arbeitskleidung natürlich ungemein. Ich habe schließlich keine. Selbst die Lederschoner an den Ärmeln meines Sakkos scheinen jungfräulich. Bevor ich probiere, stelle ich die Haushaltsfrage, auf die Kroh antwortet: „Nahezu alles reine Baumwolle und bei 60 Grad waschbar.“ Früher dachte ich ja, dass das Einzige, was die Herrenmode noch braucht, ein zuhause waschbarer Anzug ist. Jetzt ist er da. Also los, Kroh, mach mich zum Handwerker, ich mache auch sauber, wenn nötig.

Wir starten mit einem grauen Jackett aus Schreiners alter Buxe. Das sitzt. Im Schulterbereich ist der Schreiner mal an einem Nagel hängen geblieben, also im jetzigen Schulterbereich. Im früheren Leben war das Jackett sechs Hosen. Der Stoff – im Fachjargon so genanntes Englisch-Leder oder Doppel-pilot – ist sagenhaft robust. Ich habe eine Art kugelsicheres Gefühl. Aber sehr bequem.

Anschließend kommen die Malersachen an den Mann. Ich meine ja, es muss ein Lackierer gewesen sein, der die orangefarbenen Lackflecken auf dem Stoff zu verantworten hat, Kroh jedoch besteht auf Maler. Wer auch immer, wie auch immer: Die Farbklecken harmonieren ganz vorzüglich mit dem Formellen von Weste und Jackett. Warum das so ist? Weil Kroh klassisch schneidert, also schon fast traditionell. Die beste Form. Wenn die stimmt, ist das Material fast zweitrangig, solange es keine Geschichten erzählen kann. Und das tun Krohs Stücke.

Das dritte Jackett ist braun. Stopp. Das dritte Jackett hat viele Farben. Umbra, Ocker, Beige und eben Braun. Dunkelbraune Blockstreifen zum Beispiel. Dieses Sakko war sechs Gleisarbeiterhosen in leuchtendem Orange, bevor Kroh es einfärbte. Die Blockstreifen zeigen die Stellen, an denen früher Reflektoraufnäher größtmögliche Sicherheit versprochen. Kroh hat sie entfernt und der unberührte Stoff darunter nahm die neue Farbe stärker auf.

Zu kaufen, also von der Stange, nicht auf Maß, gibt's ReCLOTHING in Wien und Prag, im Internet und natürlich auch in den bekannten Geschäften der Upcycling-Metropole Berlin. Dass die Hauptstadt das ist, werde ich am Nachmittag gewahr: Regierungschef Wowereit will zurücktreten. Den Kittel abgeben sozusagen. Er wird bestimmt bald etwas maßgeschneidertes Neues finden. Im Zweifel bei Kroh.



Pop-up-Restaurant in Weimar

Ufo in der Lücke

Das Pop-up-Restaurant „Lücke“ in Weimar besetzt gleich zwei Nischen: eine bauliche und eine kulinarische. Das Häuschen ist aus Bauresten zusammengesammelt, und auf den Tisch kommt, was an Zutaten gerade so da ist. Ein Muster an Nachhaltigkeit.

TEXT Claudia Euen | ILLUSTRATION Katalin Pöge und Michael Zander

Der Chef steht hinterm Tresen und schnippelt Möhren. Die hat der Händler erst vor zwei Stunden gebracht und damit den Speiseplan an diesem Sommerabend in der „Lücke“ bestimmt: Möhrenrisotto. Es ist kurz vor 18 Uhr, die ersten Gäste des Restaurants trudeln ein. Hannes Schmidt gibt das Gemüse in aller Ruhe in einen riesigen silbernen Topf und rührt. Nicht nur die Speisekarte, alles in dem kleinen Lokal funktioniert nach dem gleichen Prinzip: „Wir nehmen das, was da ist, und machen das Beste draus“, sagt der 29-Jährige.

Seinen Gästen serviert Schmidt Lebensmittel aus der Region. Die knapp acht Meter lange Tafel, an der sie sitzen, ist aus einem Bauzaun gefertigt, genau wie die lange Hängelampe an der Decke. Das Holz für die Fassade stammt von einer Scheune im Nachbardorf, die Fenster wurden in Abrisshäusern zusammengesammelt, und die Fußböden kommen aus aussortierten Lkw.

Und so stand plötzlich dieses zusammengesammelte Häuschen da, eingequetscht zwischen zwei Betongebäuden mitten in der Weimarer Innenstadt. Wie ein Ufo, das hier aus Versehen gelandet ist. Im Baum daneben quietscht ein selbstgebautes Leuchtschild an einer Metallkette, auf dem „Lücke“ steht – der Standort und zugleich der Name des Restaurants. Die Wände sind verglast, die Türen stehen offen, überall kann man hineingucken, auch in die Küche. Das macht viele Vorbeilaufende neugierig.

Die lange Tafel im Innenraum füllt sich schnell, auch die Plätze draußen an den großen Gartentischen aus Europaletten sind schnell belegt. Dazwischen stehen Hochbeete mit Kräutern, die direkt auf den Tellern landen. Die Gerichte sind einfach, bio und trotzdem besonders: Es gibt Quiche mit Spargel, Zitronentarte, selbstgemachte Limonade, Spinatklöße oder Schmorbraten. Dazu viel Holz, viel Grün. Romantik schwebt in der Luft – für ein Dinner zu zweit ist trotzdem kein Platz. Zweiertische gibt es nicht.

„Wir wollten einen Ort, an dem man zusammen sitzt und zusammen isst und nicht jeder für sich allein“, sagt Hannes Schmidt. Er ist hier Chef, Koch, Bauherr und Erfinder: Das Restaurant ist als Abschlussprojekt seines gerade beendeten Architekturstudiums entstanden. Er hat sich alles genau überlegt: Er will aus Altem Neues machen und das möglichst in Gemeinschaft. Nur deshalb funktioniert sein Projekt auch. Weil viele mitmachen, einfach so – auch wenn die Arbeit sehr anstrengend ist.

Susann Paduch, die an diesem Abend kellnert, studiert noch, wie Schmidt bis zuletzt auch, an der Bauhaus-Universität, sie hat die Lampen und Tischböcke entworfen. Dafür hat sie Schweißen gelernt und auf der Baustelle alles selbst zusammengebaut. „Das Schöne ist, dass die Sachen hier real werden“, sagt sie. „An der Uni verschwindet vieles in der Schublade.“

Auch die Küchenschürzen und die Servicekleidung wurden für die „Lücke“ entworfen und genäht, der Kräutergarten wurde extra angelegt. Das Porzellan hat die Produktdesign-Studentin Irene Nitz mit der Hand gefertigt. Es fügt sich gut ein ins Gesamtkonzept: Es ist schlicht und viel leichter als industriefertige Teller.

Hannes Schmidt hat das Motto vorgegeben: einfach loslegen. Eigentlich wollte der gebürtige Schwabe mit dem Häuschen nur sein Studium möglichst praxisnah zu Ende bringen. Sein Professor mochte die Idee, und die Behörden genehmigten die Nutzung des Geländes. Allerdings nur für kurze Zeit. Die Verlängerung ist aber beantragt.

Am letzten Tag, spätestens zum Ende des Sommers, können die Teller und Möbel gekauft werden.

Pop-up-Restaurants wie dieses, Lokale, die nur kurz da und dann wieder weg sind, sind für Berufseinsteiger wie Schmidt ideal, um sich auszuprobieren. Hannes Schmidt mag das Wort Pop-up nicht besonders. Das klingt ihm zu schnell und zufällig – immerhin haben er und rund 20 Freunde und Helfer zweieinhalb Monate an der „Lücke“ gebaut. Doch er sieht auch die Chance, die in der zeitlichen Verknappung liegt. „Die Leute fragen nach, wie lange es das noch gibt“, sagt er. „Keiner will was verpassen.“ Deshalb ist die „Lücke“ oft voll: Um 19 Uhr ist das

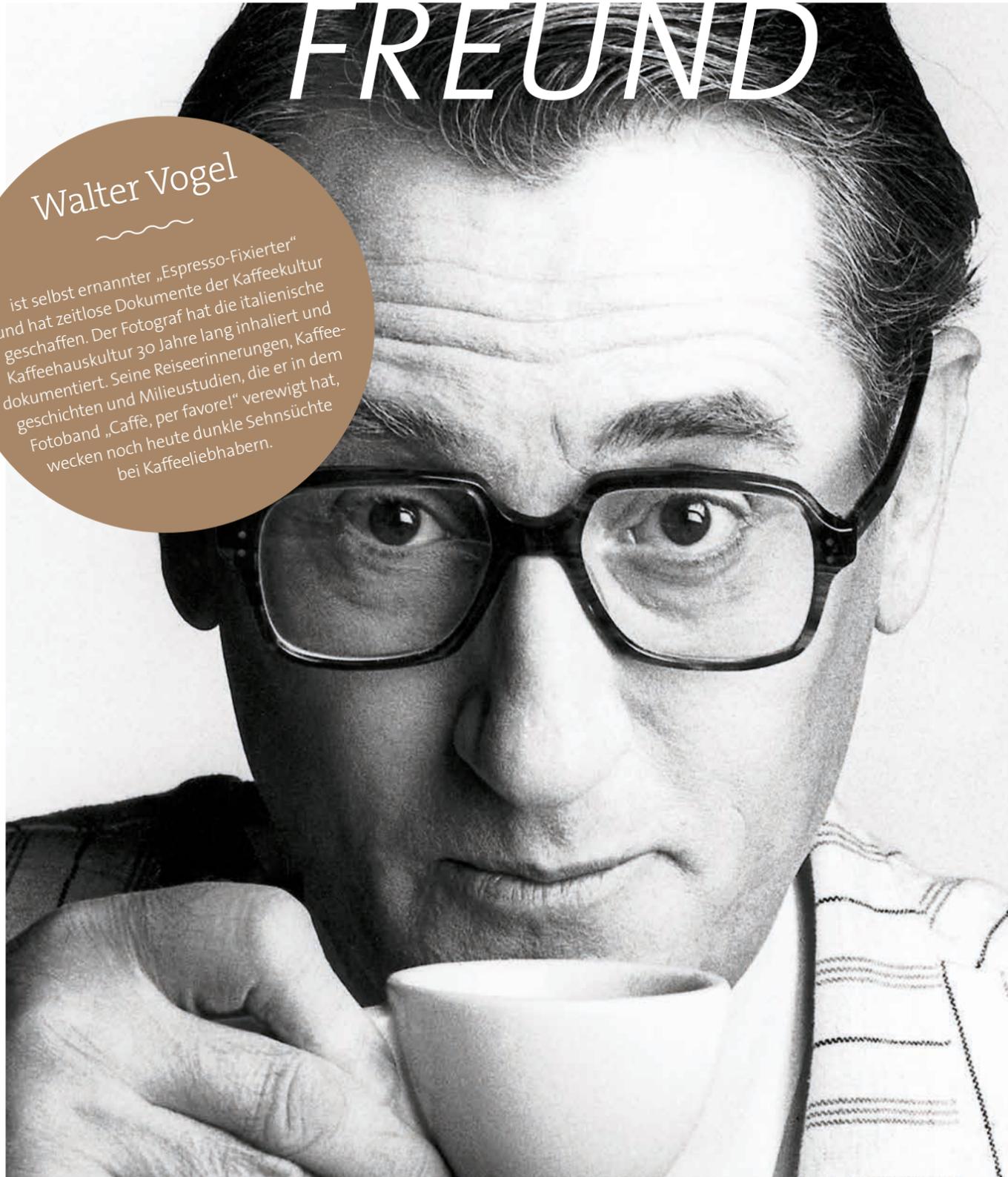
Gulasch aus Zebu-Rind aus, und alle müssen aufs Risotto umsteigen. Nichts gibt es hier im Übermaß.

Drei ältere Damen sitzen an der langen Tafel und loben das Reisgericht. Ihnen hatte jemand auf der Straße von der „Lücke“ erzählt. Bisher waren sie nur dort, wo alle Touristen in Weimar hingehen, im Elefantenkeller und im Residenz Café. Das Essen dort sei thüringisch, also rustikal mit Klößen und Braten – das kleine temporäre Restaurant empfinden sie als gute, moderne Alternative zu den vielen geschichtsträchtigen Orten in dieser Stadt.

Wenn die „Lücke“ Geschichte sein wird, will Hannes Schmidt die 10.000 Euro, die er in das Projekt investieren musste, wieder eingenommen haben. Auch deshalb bewegen sich die Preise oberhalb des Studentenniveaus: Das Fleischgericht kostet 13 Euro aufwärts. Verkauft wird so lange, bis nichts mehr da ist, erst dann wird ein neues Gericht gekocht. So entsteht kein Abfall. Und der soll auch vermieden werden, wenn Schmidt und seine Helfer die „Lücke“ wieder abbauen.

Am letzten Tag, spätestens zum Ende des Sommers, können die Teller und Möbel gekauft werden. Das Holz für das Haus ist teilweise nur geliehen und wird zurückgebracht. Am Ende bleibt nichts übrig. Nur ein paar Fotos, Erinnerungen – und Schmidts Abschlusszeugnis. Note: 1,0.

STARKER FREUND



Walter Vogel

ist selbst ernannter „Espresso-Fixierter“ und hat zeitlose Dokumente der Kaffeekultur geschaffen. Der Fotograf hat die italienische Kaffeekultur 30 Jahre lang inhaliert und dokumentiert. Seine Reiseerinnerungen, Kaffeegeschichten und Milieustudien, die er in dem Fotoband „Caffè, per favore!“ verewigt hat, wecken noch heute dunkle Sehnsüchte bei Kaffeeliebhabern.

„SCHWEIGT STILLE, PLAUDERT NICHT“



Johann Sebastian Bach, Komponist und Kaffeeliebhaber

Die Sachsen liebten den Kaffee seit jeher heiß und innig. In Leipzig eröffnete 1694 das erste Kaffeehaus, das damals noch als Lasterhöhle galt. Dorthin begab sich auch der sonst eher fromme Thomaskantor Johann Sebastian Bach, um seine Musikfreunde zu treffen. Mit seiner Kantate „Schweigt stille, plaudert nicht“ – auch bekannt als Kaffeeantate – erklärte er dem Kaffee und der Kaffeekultur seine Liebe.

Des|pres|so, der; (Gefühl, wenn morgens die Kaffeedose leer ist)

Flat|ter|cci|no, der; (leicht überdrehter Zustand nach der dritten Tasse Cappuccino)

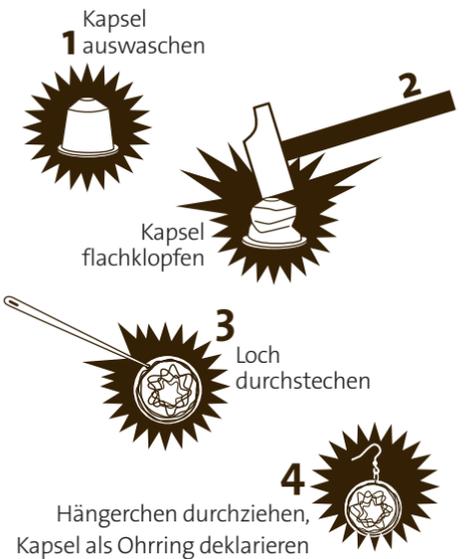
kaff|fen; (stundenlanges *Im-Café-Rumhängen*, um Menschen anzugucken)

L E X I K O N



KNÜTTE HÜLLE

Mit den Kaffeekapseln hat der Hersteller Nespresso eine der unnütze- sten Umwelt-sünden der Gegenwart begangen. 13.000 Tonnen landeten davon im Jahr 2013 allein in Deutschland im Müll. Um den Aluminiumkapseln überhaupt etwas Gutes abzugewinnen, lohnt es sich, einen Hammer zu holen – und Schmuck daraus zu fertigen.



„Drei Dinge gehören zu einem guten Kaffee: erstens Kaffee, zweitens Kaffee und drittens nochmals Kaffee.“

Alexandre Dumas frz. Philosoph und Romanautor



Kaffee spricht die gleichen Regionen in unserem Gehirn an wie Heroin und Kokain – natürlich mit viel geringerer Wirkung.



www.chidos.org

KAPPE DER GUTEN HOFFNUNG

Man nehme Kaffeesatz, mische ihn mit Spelzen, beimpfe das Ganze mit Pilzmyzel und: warte. Nach einigen Tagen wachsen auf dem schwarzen Nährboden nahrhafte Edelpilze.

H I S T O R I E ↓

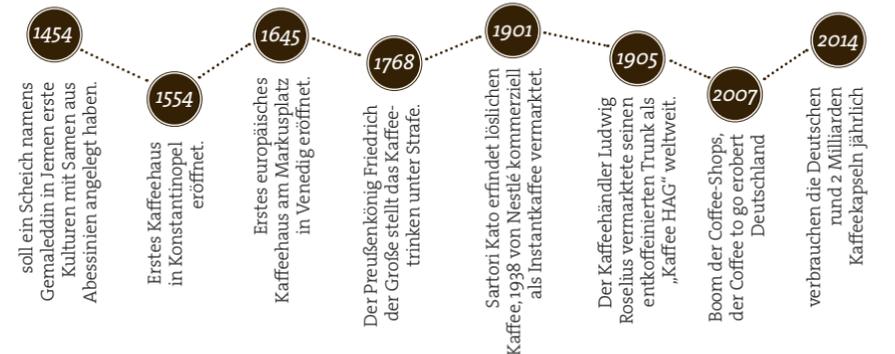


FOTO links Walter Vogel (aus: Caffè, per favore! – Die Welt des italienischen Caffés, ars vivendi) | ILLUSTRATIONEN Tidian Camara

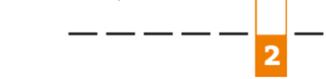
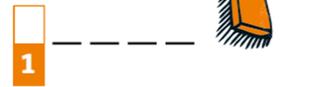
Liebe Kinder,

ich bin Tom, der Straßenfeger. Schaut nur, heute machen alle mit: Lina hilft mir beim Kehren, Lukas sammelt Laub. Wir machen sauber, weil uns unsere Stadt dann besser gefällt. Aber in welcher Stadt sind wir eigentlich?

Löse das Rätsel auf der rechten Seite und gewinne eine tolle ISYbe-Trinkflasche plus Brotdose!



Was machen Straßenfeger, Müllmann und Co., um unsere Stadt sauber zu halten? Die BSR bietet dazu vielfältige Materialien, kostenlos für Berliner Schulen: www.BSR.de/learnreihe.



IN WELCHER STADT SIND WIR?



Schicke das Lösungswort an: info@trenntstadt-berlin.de

Adressdaten werden weder gespeichert, für Werbezwecke genutzt noch an Dritte weitergegeben.

Zum Abtrennen und Sammeln



Mein Müll & ich

Tütenknigge



MEHRWEG-TRAGETASCHEN
gibt es aus Kunststoff oder Naturfaser. Zu bevorzugen ist bei beiden die Variante aus Recyclingmaterial. Mehrwegtaschen aus Kunststoff weisen bei der Bereitstellung von Rohstoffen und bei der Produktion Vorteile gegenüber Stofftaschen auf. Eine längere Nutzung wiegt dies aber wieder auf.



EINWEG-TRAGETASCHEN
gibt es aus Plastik oder Papier. Zu bevorzugen ist natürlich immer die Variante aus Recyclingmaterial. Plastiktüten aus nachwachsenden Rohstoffen bestehen zum Beispiel ausschließlich aus Neumaterial. Und Plastiktüten aus biologisch abbaubarem Kunststoff bestehen immer noch bis zu 70 Prozent aus Rohöl und sind nicht recyclingfähig.

Mehr erfährt man hier:
www.duh.de/3711.html

Die Kunst, Stoffe zu trennen

Durch den Gebrauch von Plastiktüten werden in Deutschland jährlich über 100.000 Tonnen Kunststoff verschwendet. Nur in der Wertstoffsammlung können sie richtig recycelt werden.

In der Wertstofftonne werden Verpackungen und andere Gegenstände aus Kunst- und Verbundstoffen, Metall sowie Aluminium gesammelt. Das Sammelgemisch der Wertstofftonne wird in einer Sortieranlage in Berlin in verwertbare Materialien separiert. Das ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass anschließend unterschiedliche Verwertungswege besprochen werden können und ein materialspezifisches Recycling ermöglicht wird.

Kunststoffe bilden mit rund 50 Prozent den Hauptbestandteil der Stoffe, die in der Wertstofftonne landen.

Steigende Rohölpreise und endliche Ressourcen machen das Recycling von Kunststoffen immer wichtiger. Der ökologisch beste Weg, Kunststoffe zu recyceln, ist ihre stoffliche Verwertung. Dabei durchlaufen die ausgedienten Verpackungen

oder stoffgleichen Kunststoffprodukte zunächst mehrere Aufbereitungsstufen, an deren Ende verschiedene Kunststoffgranulate stehen. Diese Granulate werden von Produktionsbetrieben gesucht und zur Herstellung unterschiedlichster Produkte verwendet. Ob Dübel, Blumenkasten, Abflussrohr oder Lärmschutzwand – die Palette der Recyclingprodukte ist vielfältig und wächst stetig.

Der größte Teil handelsüblicher Einweg-Plastiktüten wird aus Polyethylen hergestellt. Wer diese nach dem Einkauf noch als Abfallbeutel verwendet, sollte sie an der Tonne leeren und zu den Wertstoffen sortieren. Nur so können sie anschließend stofflich recycelt werden.

Übrigens gehören auch Einweg-Tragetaschen aus nachwachsenden Rohstoffen in die Wertstofftonne, damit sie im Anschluss stofflich recycelt werden können.

Die Alternativen aus biologisch abbaubaren Kunststoffen sollten nicht in der Biotonne landen – zur Vergärung und Kompostierung mit normalem Bioabfall sind sie nicht geeignet. Der biologische Abbau beansprucht mehr Zeit. Sie werden in der Wertstofftonne immerhin thermisch verwertet.

Im umwelttechnischen Vergleich schneiden Mehrweg-Beutel also immer noch am besten ab. Sie vermeiden die unnötige Verschwendung zahlreicher Einwegtaschen – und damit auch übermäßigen Rohstoff- und Energieverbrauch sowie Abfälle.

Mehr zum Wertstoffkreislauf unter www.trenntstadt-berlin.de/wertstoffe





ILLUSTRATION Annika Huskamp

MENSCHENSKINDER,

es ist vorbei. Aus, Schluss, Ende. ICH STREIKE!!! Dieses Jahr werde ich nicht zu euch in die warmen Stuben kommen und einen Sack voll mit Geschenken ausleeren. Und zwar aus zwei Gründen: Erstens habe ich die Nase voll von euren endlos langen Wunschzetteln mit lauter materiellem Plunder. I-Phones, Markenklamotten, Plastikspielzeug. In dem Zeug stecken unendlich viele endliche Ressourcen, es wurde unter schlimmsten Bedingungen produziert und wird schon in wenigen Monaten unbrauchbar oder unattraktiv sein. Ich kann das nicht mehr länger mitmachen und dabei helfen, wie unsere Erde geplündert wird. Denn, und das bringt mich zum zweiten Punkt, ich merke die Auswirkungen hier am Nordpol: meine Eisscholle schrumpft bedrohlich und die Rentiere schwitzen sich einen ab.

Jetzt seid ihr natürlich traurig. Das kann ich verstehen. Aber ich will euch verraten, wie ihr auch ohne das ganze Geraffel eine wunderbare Weihnachtszeit haben könnt.

SCHENKT ZEIT STATT ZEUG!
Für eure Familie und eure Freunde ist es das Schönste, mit euch etwas zusammen zu unternehmen. Bastelt Gutscheine für Ausflüge, Kochabende, Partys. Oder bietet ihnen an, ihnen den kaputten Fahrradreifen zu flicken, Häkeln beizubringen oder den Keller aufzuräumen.

ENTDECKT WAHRHAFT WERTVOLLES!
Was sich mit keinem Geld der Welt bezahlen lässt, sind persönliche, handgemachte, phantasievolle Geschenke. Chutneys aus selbst geerntetem Gemüse, selbst gestrickte Kuscheltiere, aufgearbeitete alte Möbel. Upcycling-Produkte findet ihr in Berlin auch mithilfe der Trenntmap: www.trenntstadt-berlin.de/trenntmap.

VERMEIDET MÜLL!
Wenn ihr doch nicht anders könnt und unbedingt etwas Materielles schenken wollt, dann sucht etwas, das dabei hilft, weiteren Müll zu vermeiden. Zum Beispiel einen Coffee-to-go-Becher aus Porzellan oder Edelstahl. Oder einen Jogurt-Bereiter.

VERPACKT SCHÖN UND SCHONEND!
Das Aufreißen der Geschenke ist ein schöner Moment. Noch besser wäre er, wenn ihr Recyclingpapier benutzt oder alte Zeitschriften, Kalenderblätter oder sogar selbst geschöpftes Papier. Auch am Weihnachtsbaum muss man nicht Silikonschnee und Lametta hängen haben. Selbst gemachte Strohsterne und goldene Nüsse haben einen nostalgischen Retro-Charme.

Und zum Schluss: Lasst es euch gut gehen, kocht zusammen, schlemmt - und verwertet auch die letzten Leckereien, damit nichts in die Tonne wandern muss. Es ist doch schließlich das Fest der Liebe, also liebt: die Menschen, die Dinge, die Welt. Und auch euren armen, alten Weihnachtsmann.

Es grüßt vom Nordpol
EUER SANTA CLAUS



FOTO Janne Peters

Vitamine für eine saubere Hauptstadt:

Mit der Biogut-Tonne sorgen Sie für eine gesunde Umwelt.

Scharfer Orangen-Granatapfel-Salat

Zutaten

- 2 Granatäpfel
- 4 Orangen
- 1 TL gehackter Chili

feurige Leidenschaft des Kochs
oder der Köchin

Zubereitung

Die Granatäpfel quer halbieren und entkernen. Die Orangen schälen und in Stückchen schneiden. Dann den Chili fein hacken und mit dem Mörser zu einem Brei stampfen.

Nach und nach den Chili mit den Granatapfelkernen und Orangen-

stückchen verrühren, zwischendurch nach dem eigenen Schärfeempfinden abschmecken.

Orangen- und Granatapfelschalen in der Biogut-Tonne entsorgen. Fertig ist ein leckerer und anregender Wintersalat.

Wohin mit Ihrem Abfall? Gut sortiert entsorgen.

Die meisten Abfälle lassen sich heute gut recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂.

Voraussetzung: Sie kommen in der richtigen Tonne beim Entsorger an. Was wohin gehört, erfahren Sie hier.

Alles zum Thema Recycling auch unter www.trenntstadt-berlin.de



WERTSTOFFE

Verpackungen und andere Gegenstände aus:

Kunststoff

Becher, z. B. Jogurt-, Margarinebecher

Kunststoffflaschen, z. B. Pflege-, Spül-, Waschmittelflaschen, Saftflaschen

Gebrauchsgegenstände, z. B. Gießkannen, Plastikschüsseln, Spielzeug

Folien, z. B. Einwickelfolie, Plastiktüten

Schaumstoffe, z. B. Styroporschalen für Lebensmittel

Metall

Getränke-, Konservendosen, Flaschenverschlüsse

Töpfe, Werkzeuge, Besteck, Schrauben

Alufolie, -deckel, -schalen

Verbundstoff

Getränk kartons, Kaffeevakuumverpackungen

Bitte keine Elektrogeräte, Energiesparlampen, Batterien, Textilien, Datenträger und Holz!



GLAS

Flaschen, z. B. Getränkeflaschen, Essig- und Ölflaschen

Gläser, z. B. Marmelade- und Konservengläser sowie Gläser für Babynahrung

Bitte nach Weiß- und Buntglas trennen!



PAPIER / PAPPE

Zeitungen

Zeitschriften

Verpackungen aus Papier, z. B. Mehl- und Zuckertüten

Prospekte

Kartons, z. B. Waschmittelkartons

Kataloge

Schreibpapier

Bücher, Hefte

Kartons bitte flach zusammenfallen oder zerreißen!



BIOGUT

Schalen und Reste von Obst und Gemüse, auch von Zitrusfrüchten

Kaffeesatz samt Filter

Tee und Teebeutel

Eierschalen

Essensreste, auch Gekochtes

alte Lebensmittel (ohne Verpackung)

Blumen

Gartenabfälle, auch Rasenschnitt

Grün- und Strauchschnitt

Laub

Einwickelpapier, z. B. altes Zeitungs- oder Küchenpapier

Gut in Zeitungs- und Küchenpapier einwickeln, keine Plastiktüten verwenden!



HAUSMÜLL

Hygieneartikel

Hygienepapiere

Geschirr

Staubsaugerbeutel

Papier, verschmutzt oder beschichtet

Tierstreu

Windeln

Tapetenreste

Folien, verschmutzt

Farben, eingetrocknet

Kehricht, Fegereste

Asche und Aschenbecherinhalt

Spiegel- und Fensterglasscherben

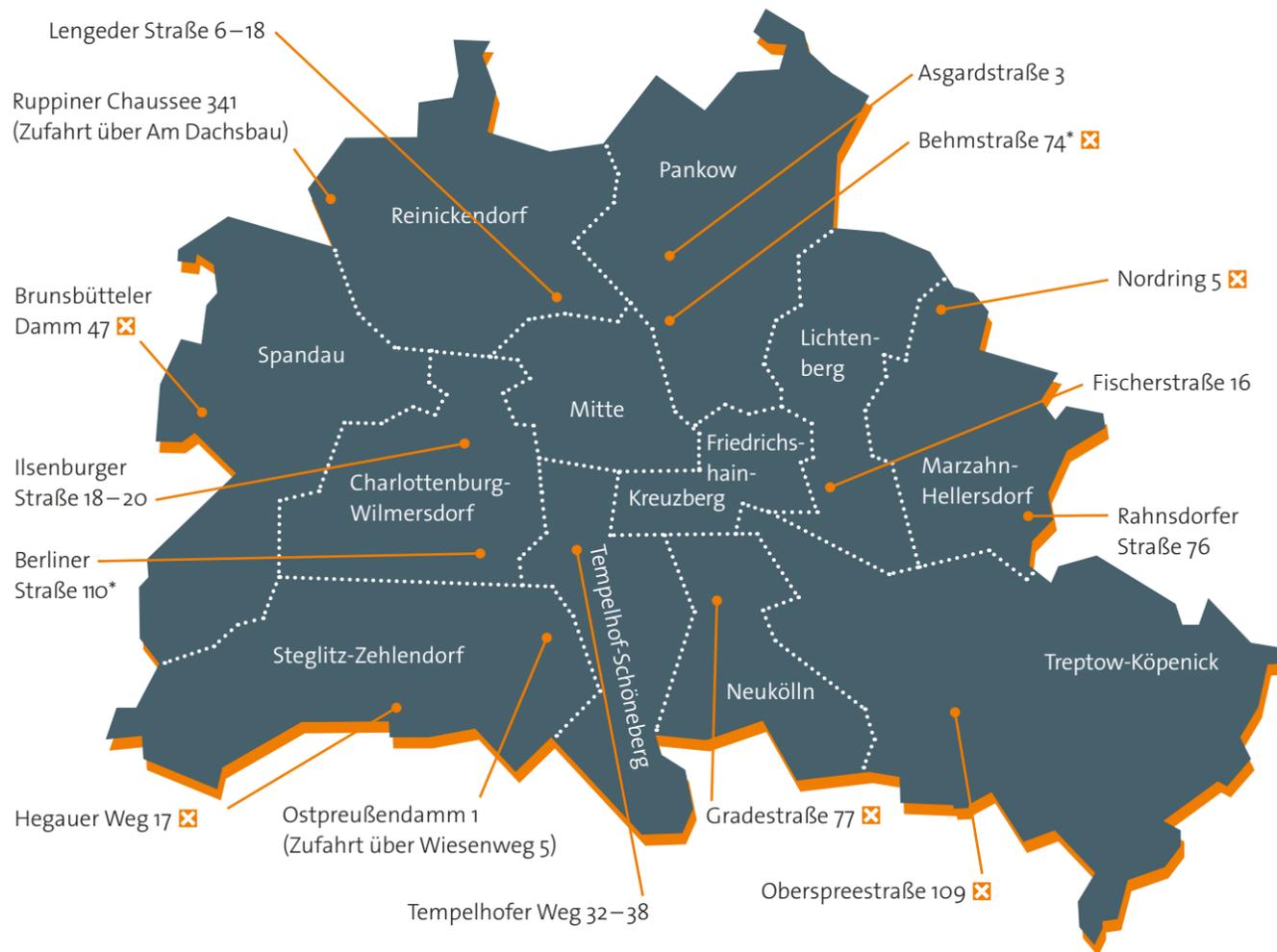
Fotos

Bauabfälle oder Schadstoffe bitte nicht in oder neben die Tonne!

Die Recyclinghöfe der BSR

Vieles, was der Eine nicht mehr braucht, wird von einem Anderen verzweifelt gesucht. Der Tausch- und Verschenkmarkt bringt beide zusammen, völlig kostenlos: www.BSR-Verschenkmarkt.de. Das ist Abfallvermeidung pur. Denken Sie beim Einkauf bitte auch an Korb oder Tasche und nutzen Sie Mehrwegangebote.

Leider lassen sich aber nicht alle Abfälle vermeiden. Die gute Nachricht: Die meisten dieser Abfälle lassen sich inzwischen recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂. Die Voraussetzung dafür: Abfalltrennung. Bitte machen Sie mit! Mehr Infos unter www.BSR.de.



Sperrmüll: maximal 2 m³ pro Kfz entgeltfrei
(inkl. Altholz, Metallschrott, Teppiche, Teppichboden)

Elektroaltgeräte: maximal 20 haushaltsübliche Elektroaltgeräte entgeltfrei
(nicht mehr als 5 Stück pro Geräteart)

Schadstoffe: maximal 20 kg pro Abfallart und Tag entgeltfrei

Den **Sperrmüll-Abholservice** erreichen Sie telefonisch unter 030 7592-4900, per Mail unter Service@BSR.de oder im Internet: www.BSR.de

Öffnungszeiten:

Mo. – Mi., Fr. 07.00 – 17.00 Uhr
Do. 09.30 – 19.30 Uhr
Sa. 07.00 – 15.30 Uhr

* Öffnungszeiten Behmstr./Berliner Str.:

Mo. – Fr. 09.00 – 19.00 Uhr
Sa. 07.00 – 14.30 Uhr

☒ gleichzeitig Schadstoffsammelstelle

Zum Abtrennen und Sammeln

IMPRESSUM

Berliner Stadtreinigungsbetriebe
Anstalt des öffentlichen Rechts
Ringbahnstraße 96
12103 Berlin
Telefon 030 7592-4900 | Fax 030 7592-2262

V. i. S. d. P.
Sabine Thümler
Leiterin Kommunikation/Pressesprecherin
Telefon 030 7592-2351 | Fax 030 7513-007
E-Mail Sabine.Thuemler@BSR.de

Ansprechpartner
Sollten Sie weitere Informationen benötigen, wenden Sie sich bitte an unsere Ansprechpartnerin Birgit Nimke-Sliwinski
Leiterin Marketing
Telefon 030 7592-2031 | Fax 030 7592-2034
E-Mail Birgit.Nimke-Sliwinski@BSR.de

Konzept
Peperoni Werbe- und PR-Agentur GmbH, Potsdam
Team Peter Eibenstein, Jochen Kirch, Jule Svoboda, Greta Taubert, Peter Qvester

Redaktionsteam
Redaktionsleitung Greta Taubert
Text Clara Bergmann, Alex Bohn, Max Gehry, Christoph Graebel, Christian Heinrich, Katharina Kiklas, Klaus Marquardt, Greta Taubert, Carmen Vallero
Gestaltung Tidian Camara, Jule Svoboda
Illustration Tidian Camara, Julia Fernández, Juliane Filep, Annika Huskamp, Peer Kriesel, Katalin Pöge, Michael Zander c/o Jutta Fricke
Beratung Franziska Voß

Druck
DruckVogt GmbH, Grafische Betriebe
Schmidstraße 6, 10179 Berlin
Klimaneutral gedruckt auf 100 % Recyclingpapier mit dem Blauen Engel

Online
Alle Inhalte des TrenntMagazins, Ansprechpartner für die einzelnen Müllfraktionen, Hintergründe zur Abfalltrennung in Berlin und Wissenswertes rund um die Kampagne „Trennstadt Berlin“ können Sie auch online unter www.trennstadt-berlin.de nachlesen.

Urheberrecht
Alle im TrenntMagazin abgedruckten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder anderweitige Verwendung ist nur mit vorheriger Genehmigung des Herausgebers gestattet.



WELT RETTEN FÜR ANFÄNGER



Die globalen Probleme sind gewaltig: Klimawandel, Rohstoffknappheit, Raubtierkapitalismus, Hyperkonsumismus. Was soll man als einzelner Mensch dagegen schon ausrichten können?

Jede Menge! Wir stellen im nächsten TrenntMagazin Menschen und ihre Ideen vor, die die Welt besser machen. Darunter sind zwei Schweizer Share-Economisten, die Aufkleber mit Haushaltsgegenständen für den Briefkasten verschicken. Wer ein Bügeleisen mit seinen Nachbarn teilen will, kann das per Sticker kundtun. Wir treffen den Teenager Felix Finkbeiner, der als Neunjähriger die Kinder der Welt dazu aufgerufen hat, in jedem Land eine Million Bäume zu pflanzen. Daraus ist eine ganze Bewegung gewachsen. Wir treffen die Gründer von Fairnopoly, die einen solidarischen und fairen Marktplatz im Internet gegründet haben. Und viele mehr.

Eine Sammlung von inspirierenden Ansätzen, die uns zeigen: Es geht!

Das nächste TrenntMagazin erscheint im Frühling 2015.

GETRENNT BEFRAGT

Ein prüfender Blick auf das eingestanzte Datum, das hinter dem Satz „Mindestens haltbar bis“ steht. Dann mit dem heutigen Tag vergleichen. Und schon landet ein Lebensmittel im Mülleimer. Das Mindesthaltbarkeitsdatum verleitet viele Verkäufer dazu, noch essbare Waren wegzuschmeißen, und ist deswegen immer häufiger in der Kritik. Die EU will es für bestimmte Lebensmittel sogar ganz abschaffen. TrenntMagazin hat zwei Experten gefragt:

BRAUCHEN WIR EIN MINDESTHALTBARKEITSDATUM?



JEIN

Das Mindesthaltbarkeitsdatum ist kein Wegwerfdatum, sondern eine für Verbraucher sinnvolle Gütegarantie. Bis zu diesem Datum behalten Lebensmittel – bei angemessener Aufbewahrung – ihre spezifischen Eigenschaften wie z. B. Konsistenz und Geschmack. Das darf aber nicht zu einer Verschwendung führen. Derzeit prüfen die EU-Mitgliedsstaaten, ob weitere Produkte wie Teigwaren, Kaffee oder Mehl von einer verpflichtenden Angabe des Mindesthaltbarkeitsdatums ausgenommen werden können, ohne dabei die Verbraucherschutzstandards zu senken.

Grundsätzlich sollten Verbraucherinnen und Verbraucher nicht nur einem aufgedruckten Datum, sondern ihren Sinnen vertrauen. Unsere Initiative „Zu gut für die Tonne!“ zeigt, dass bei richtiger Lagerung viele Produkte auch weit nach Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums genießbar sind. Anschauen, riechen und schmecken kann viele Lebensmittel vor der Tonne retten und spart Geld.

Christian Fronczak
ist stellvertretender Pressesprecher am Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL)



NEIN

Die Regelungen der EU, auf Lebensmittel ein Haltbarkeitsdatum aufzudrucken, sind 30 Jahre alt. Damals ist man wohl, ähnlich wie bei der sogenannten „Krumme-Gurken-Verordnung“, ein bisschen über das Ziel hinausgeschossen. Statt ungenießbare Lebensmittel vom Handel auszuschließen, werden Millionen Tonnen verpackte, noch genießbare Lebensmittel weggeschmissen. Aber es sollte nicht nur bei der von verschiedenen EU-Ländern vorgeschlagenen Abschaffung des Mindesthaltbarkeitsdatums auf Kaffee, Nudeln und Reis bleiben.

Das Mindesthaltbarkeitsdatum könnte ohne weiteres total abgeschafft werden. Denn in den hauptsächlich sogar vakuumverpackten Lebensmitteln können sich gar keine Bakterien vermehren. Außerdem verfügt jeder Mensch über ein eigenes Testlabor – durch Farbe, Geruch und Geschmack wird schnell genug deutlich, ob etwas noch essbar ist.

Wam Kat
ist Autorin des Buches „24 Rezepte zur kulinarischen Weltverbesserung“ und betreibt die mobile Aktionsküche Flämig Kitchen

ILLUSTRATIONEN Peer Kriesel | FOTO Julie Svoboda

WAS VOM TAGE ÜBRIG BLEIBT:



Trink- und Kristallgläser sowie Fensterglas- oder Spiegelscherben gehören in die Hausmülltonne.





Trenntstadt Berlin ist eine Initiative der Berliner Stadtreinigung mit den Partnern ALBA, Berlin Recycling und Stiftung Naturschutz Berlin.

Trenntstadt  **Berlin**
www.trenntstadt-berlin.de